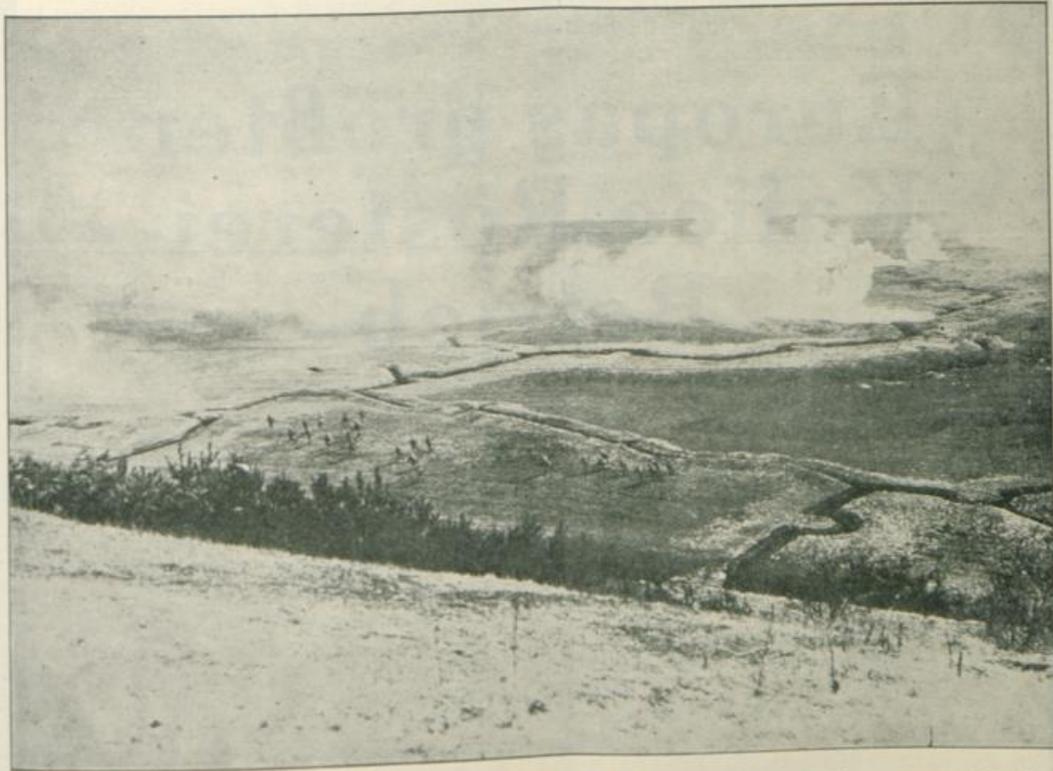




Deutsche Internierten Zeitung.



Zu den Kämpfen in der Champagne: Gegen die feindlichen Gräben vorgehender deutscher Sturmtrupp.



Europas größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

—•—
Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.



Bulgarien und die Bulgaren.*)

Von Dr. Kurt Floericke.

(Fortsetzung.)

II. Volkswirtschaftliches.

Die vorstehende Schilderung (Rosengarten von Kazanlik, siehe Heft Nr. 33) habe ich vor fast einem Vierteljahrhundert unter dem Eindruck des frisch Erlebten unmittelbar in mein Tagebuch geschrieben, und seit dieser Zeit habe ich eine warme Vorliebe für die Eigenart des schönen und naturgeschichtlich so interessanten Landes und seiner prächtigen, kernigen Bewohner gefaßt. Die Zeit hat daran nichts geändert, sondern meine Vorliebe nur vertieft. Ob es freilich heute noch so poetisch schön und so naiv schlicht im Rosental von Kazanlik ist? Die alles verflachende Kultur unserer Zeit hat ja inzwischen auch ihren Einzug in Bulgarien gehalten und wird auch im Rosental die urwüchsigen Zustände bereits einigermaßen verwischt haben. Immerhin wird auch in den neuesten Quellen noch ausdrücklich betont, daß die Rosenölgewinnung heute noch wie damals fast ausschließlich von kleinen Bauern betrieben wird, die die Rosen selbst züchten und sich der einfachsten Apparate zur Ölgewinnung bedienen. Allerdings sind seit 1902 einige bulgarische Kapitalisten von französischer Seite her veranlaßt worden, die Sache mehr als Großbetrieb und mit technisch vollkommeneren Hilfsmitteln zu betreiben. So bestehen jetzt in Kazanlik einige Fabrikanlagen, denen die Rosenblätter von den bäuerlichen Züchtern geliefert werden, und wenn diese Art der Rosenölgewinnung weitere Fortschritte macht, so werden die bisherigen kleinen Erzeuger schließlich zu bloßen Rosenpflanzern werden. Helfen könnten sie sich aber dadurch, daß sie sich zu einer festen Organisation zusammenschließen, die es ihnen ermöglicht, das neuzeitliche Ölgewinnungsverfahren mit seinen vielseitigen Vorteilen (bessere Ausnützung der Blüten, stärkere Ölgewinnung, Hebung der Güte des Erzeugnisses, Erzielung besserer Preise, Verhinderung von Verfälschungen, Anpassung an die Bedürfnisse des Welthandels) selbst in die Hände zu nehmen. Wie beim Rosenöl, so steckt auch auf allen anderen Gebieten die bulgarische Industrie noch sehr in den Kinderschuhen, denn heute ist Bulgarien noch fast ausschließlich Ackerbaustaat und

wird es voraussichtlich, und nicht zu seinem Schaden, auch noch lange bleiben. Immerhin hat die letzte Zählung bereits 266 Industriebetriebe ergeben, darunter 5 staatliche. An erster Stelle stehen die Fabriken für Nahrungs- und Genußmittel, denen sich mit erheblich größerer Arbeiterzahl die der Textilindustrie anschließen. In weiteren Abständen folgen die chemische Industrie, Leder-, Metall-, Holzindustrie, keramische Industrie, Minen- und Papierindustrie und die Industrie der Krafterzeugung. Nur in neun dieser Fabriken arbeitet fremdes Personal, in 253 dagegen ausschließlich einheimisches. Betrug also die Zahl der ausländischen Betriebe nur fünf Prozent, so waren doch in ihnen fast 23 Prozent des gesamten Betriebskapitals festgelegt. Am meisten ist belgisches Kapital in den bulgarischen Fabriken angelegt; so sind die Zündhölzer- und die Zuckerrfabrik bei Sofia in belgischen Händen. Die meisten Fabriken benutzen Wasserkraft, doch kommen jetzt auch elektrische Motoren mehr und mehr in Aufnahme. Hindernd macht sich der Mangel an geschulten Arbeitskräften geltend, und es ist zu beklagen, daß fast überwiegend Frauen in den Fabrikbetrieben tätig sind. Deshalb wird auch Bulgarien nicht mehr lange mit einer vernünftigen sozialen Arbeitergesetzgebung zögern dürfen. Die Arbeiter müssen durchschnittlich länger arbeiten als bei uns, meist zehn bis zwölf Stunden, und ihre Entlohnung ist geringer; freilich arbeiten sie dafür auch mit orientalischer Langsamkeit.

Früher blühte in Bulgarien das Handwerk und die Hausindustrie, deren Erzeugnisse namentlich in der Türkei gesucht waren und bei dem Mangel an Handelsverbindungen mit Europa guten Absatz fanden. Das Handwerk war streng in Zünften organisiert, vermochte aber den Wettbewerb der europäischen Großindustrie nicht mehr auszuhalten, seit bequeme Verbindungswege mit dem Orient geschaffen und seit nach der Erhebung Bulgariens zwischen ihm und der Türkei Zollschranken errichtet wurden. Ein rascher Verfall des Handwerks war die Folge. So gab es in Sofia 1876 noch 60 Seifensieder, 20 Jahre später nur noch fünf, obwohl sich die Einwohnerzahl inzwischen vervierfacht hatte. In

*) Aus dem Kosmosbändchen „Bulgarien und die Bulgaren“ von Dr. Kurt Floericke. Mit freundlicher Erlaubnis des Franckh'schen Verlags, Stuttgart, geb. 1 Mark.

Stara-Zagora gab es früher 2500 Webstühle, heute dagegen sind kaum noch 30 in Tätigkeit. Gerade auf dem Gebiet der von altersher berühmten bulgarischen Weberei machte sich die Hinneigung zum Großbetrieb immer stärker geltend, und heute ist das in Berge eingekeilte Städtchen Gabrowo mit seinen 26 Fabriken nicht nur Mittelpunkt der bulgarischen Textilindustrie, sondern in dieser Beziehung überhaupt der erste Platz auf dem Balkan, weshalb es schon als das bulgarische Manchester bezeichnet wurde. Noch vor nicht langer Zeit erzeugte jeder bulgarische Haushalt nach Möglichkeit alles selbst, was er brauchte, und was er nicht herzustellen vermochte, wurde auf den Wochen- und Jahrmärkten eingetauscht, die damals eine viel größere Bedeutung besaßen als heute. Auch das wird allmählich anders, und dadurch wird die Aufteilung des Volkes in Berufs- und soziale Klassen langsam, aber sicher gefördert.

Die Haupteinnahmequelle Bulgariens ist noch immer die Landwirtschaft, die mehr als vier Fünftel aller Berufstätigen beschäftigt. Der Boden ist in den Ebenen, Flußtäälern und Hügellandschaften von hervorragender Ergiebigkeit und versorgt das Land trotz der wenig intensiven Wirtschaftsweise weit über den eigenen Bedarf hinaus mit Getreide, Obst und Gemüsen, neuerdings auch Industriepflanzen. 1897 wurden 800 000 landwirtschaftliche Betriebe ermittelt, mit einer Fläche von 4 Millionen Hektar, d. h. etwa 40 Proz. der gesamten Bodenfläche. 11 Jahre später stellte sich das Bild schon ganz anders dar, wie aus der nachstehenden Tabelle*) über die Verteilung der Bodenfläche nach den Benutzungsarten ersichtlich ist:

Benutzungsart:	1897	1908
	in Hektar	in Hektar
1. Ackerland	2 975 386	3 628 160
2. Wiesen	3 524 044	3 994 416
3. Gärten mit Obst- u. Maulbeerbäumen	5 020	9 231
4. Rosengärten	4 844	7 862
5. Weingärten	114 816	94 987
6. Weiden und Hutungen	970 200	913 189
7. Waldungen	2 867 871	2 831 943
8. Anderes	123 208	95 365
	Zusammen	7 413 749
Unbenutztes Land	2 220 801	1 654 397
	Zusammen	9 634 550

Die erste Stelle nimmt also das Ackerland ein; es folgen die Waldungen, die fast ein Drittel der Gesamtfläche bedecken, sodann die Weiden und

*) Die statistischen Angaben sind den neuesten Werken von Konstantinoff (1914) und Entscheff (1915) entnommen.

Hutungen. In weitem Abstand kommen hierauf die Wiesen, die Weingärten, die Gärten mit Obst- und Maulbeerbäumen und die Rosengärten.

Die wichtigste Bodenkultur Bulgariens ist der Getreidebau, einschließlich Mais und Reis. Etwa drei Viertel der angebauten Fläche wird von ihm in Anspruch genommen. Von den Getreidearten sind vor allem Weizen und Mais zu nennen. Weniger Bedeutung haben: Gerste, Hafer, Roggen, Halbfrucht, Hirse, Dinkel, Reis.

Urbar gemacht wurden in neuerer Zeit vornehmlich Hutungen zur Kultur von Futterpflanzen, und auch der Weinbau, der Tausenden von Familien Unterhalt gewährt, hat sich nach einem empfindlichen, durch die Reblaus verursachten Rückschlag in den 90er Jahren jetzt wieder erholt und wird von der Regierung, die auch Weinbauschulen errichtet und für die Einfuhr amerikanischer Reben gesorgt hat, verständnisvoll gefördert. Die köstlichen Wasser- und Zuckermelonen werden ebenfalls in großem Maßstabe angebaut, während der Kartoffelbau noch wenig verbreitet ist. Von besonderer Wichtigkeit für uns ist der Reichtum Bulgariens an Hülsenfrüchten, namentlich Bohnen und Linsen, mit denen 1907 53 400 Hektar bebaut waren.

Während Zuckerrüben erst seit der Gründung der Zuckerrabrik in Sofia angepflanzt werden, ist die Tabakkultur in Bulgarien sehr alt, und der Tabak muß geradezu als die wichtigste Industriepflanze bezeichnet werden. Namentlich der Tabak aus den Vorbergen des Rhodope und aus dem Tal der Maritza zeichnet sich durch vorzügliche Güte aus und kommt als türkischer Tabak in den Handel. Der Verbrauch ist aber auch im Lande bedeutend, denn der echte Bulgare raucht mindestens 30–40 Zigaretten im Tag, die er sich mit der Hand selbst dreht, was zu seinen angenehmsten Zerstreuungen gehört. Zigarren und Schnupftabak sind nicht gebräuchlich, wohl aber rauchen ältere Leute das türkische Nargileh, bei dem der Rauch mit Hilfe eines langen Schlauchs durch ein Wasserglas geleitet wird, weshalb man auch statt „rauchen“ in Bulgarien sagt: „Ich trinke Tabak.“

In den mildesten Teilen Bulgariens kommt auch der Reis und selbst die Baumwolle fort. Reisfelder finden wir namentlich in der Umgegend Philippopels. Zeitweise war der Anbau des Reises unterdrückt worden, weil man die dort häufig auftretende Malaria auf die Ausdünstung der sumpfigen Reisfelder zurückführte. Da aber die Fiebergelahr trotzdem nicht verschwand, hat man den Reisbau jetzt wieder aufleben lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriegslage.

Mit ungebrochener Hartnäckigkeit haben die Engländer ihre Stürme gegen die deutsche Front von Loos bis zur Bahn Arras—Cambrai fortgesetzt. Nachdem der große Angriff am 28. April gescheitert war, versuchten sie am 29. bei Oppy

mit Teilangriffen von großer Heftigkeit bessere Erfolge zu erreichen, aber wieder vergeblich. Am folgenden Tage fanden an anderen Stellen desselben Abschnittes Kämpfe geringeren Grades statt, dann flaute die Gefechtsstätigkeit ab, um nach

starker Artillerievorbereitung während des 2. Mai am 3. früh wieder zu einem neuen Massenansturm der Engländer von Acheville bis Quéant, also auf derselben rund 30 km breiten Front wie am 28. April, anzuwachsen. Der deutsche Bericht spricht von 16 bis 17 angreifenden Divisionen. Die Erfolge sind für die Engländer wiederum nicht ganz ausgeblieben, aber stehen zu ihrem Aufgebot in keinem glücklichen Verhältnis; sie bestehen in der Einnahme des Dorfes Fresnoy auf ihrem linken Flügel und einiger Grabenstücke auf dem rechten bei Bullecourt, sowie des Ortes selbst am 5. Mai, der auch gegen deutsche Gegenangriffe am 6. gehalten wurde.

Im südlichen englischen Abschnitt, sowie in den beiden französischen der Nord-Süd-Front sind überhaupt keine wesentlichen Ereignisse zu verzeichnen. Die ganze Kraft der Franzosen scheint vielmehr, wie schon in der vorigen Berichtswoche, daran gesetzt zu sein, irgendwo auf der West-Ost-Front nach Norden durchzustoßen. Zu dem Zweck griffen sie am 30. April von neuem auf der Hochfläche westlich der Suippe von Nauroy bis Vendesicourt auf etwa 10 km Front mit großer Heftigkeit an. In der Tat gelang es ihnen zunächst auch, ziemlich Fortschritte zu machen. Die deutschen Gegenangriffe stellten indessen die alte Linie wieder her, so daß auch diese erbitterte Anstrengung der Franzosen schließlich erfolglos blieb. Zu gleicher Zeit scheiterten französische Angriffe bei Berry-au-Bac und am Brimont. Auch an der dritten Hauptwiderstandsstelle der Deutschen auf dieser Front, am „Damenweg“, wurde am 3. und 4. Mai gekämpft. An diesem letzten Tage setzte dann wieder zwischen Berry-au-Bac und dem Brimont ein erneuter Ansturm von vier französischen Divisionen ein, der aber nur der Vorläufer eines äußerst gewaltigen erneuten Durchbruchversuches längs des ganzen linken Flügels der französischen West-Ost-Front von Craonne an längs des Damenweges auf 35 km Breite hin war. Der Erfolg bestand in einer Zurückdrängung der deutschen Front an mehreren Punkten der Linien, der Einnahme von Craonne und der Gefangennahme von 6100 Mann. Am Brimont wurde nichts erreicht. Am 6. Mai herrschte außer bei Craonne verhältnismäßige Ruhe.

Mittlerweile ist es möglich geworden, den Einfluß der gewaltigen Kämpfe seit dem 9. April auf die Gesamtlage annähernd abzuschätzen. Abgesehen von den kleineren Zwischengefechten handelt es sich um die großen Schlachten am 9., 16. und 17., 19., 24., 28., 30. April, 3., 4. und 5. Mai, von denen die erste, vierte, fünfte und die letzte auf den englischen Kriegsschauplatz entfallen. An sämtlichen Tagen außer am 30. April konnten die Westmächte Fortschritte ihrer Truppen melden, aber diese sind nicht nur im einzelnen, sondern in ihrer Gesamtheit so gering, daß sie nirgends acht Kilometer Tiefe überschreiten. Die Gewinne von wesentlicher taktischer Bedeutung sind dabei noch geringer, da als solche nur die

Fortnahme des Vimyrückens auf dem äußersten linken Flügel bei Lens, die teilweise Besetzung der Hochfläche von Moronvillers auf dem rechten Flügel der langen Kampflinie an der Suippe und das Vordringen der letzten Tage am „Damenweg“ gelten können. Nach der englischen und französischen Auffassung der heutigen Art der Kriegführung als eines Zermürbungs- und Abnützungskrieges könnte die Hauptbedeutung und der eigentliche Erfolg der gewaltigen Überfälle ja nun allerdings in der Zerschmetterung und Abkämpfung großer deutscher Truppenmassen und entsprechenden Kriegsgerätes erblickt werden. Angesichts der Aufwendungen und der Verluste auf der Ententeseite scheint aber auch da die Rechnung für diese kaum mit einem Vorteil abzuschließen. Im englischen Unterhause hat der Regierungsvertreter am 28. April folgende Erklärung abgegeben: „Unser Verbrauch an Granaten, 15 cm und aufwärts, in der ersten Woche der neuerlichen Offensive war annähernd zweimal so groß wie der der ersten Woche in der Sommeschlacht. Während der zweiten Woche war der Verbrauch sechs und ein halbes Mal so groß wie der der zweiten Woche der Sommeschlacht. Der Verbrauch von Geschützmunition bei dem britischen Heere in Frankreich in der zweiten Woche der neuen Offensive war 28 Prozent schwerer als während der ersten Woche. Das steht in bemerkenswertem Gegensatz zu dem, was sich an der Somme ereignete, wo das heftige Bombardement der ersten Woche niemals wieder erreicht wurde.“ Da die Franzosen ihrerseits den ersten Angriffen eine zehntägige Feuervorbereitung vorhergehen ließen, werden ihre Munitionsaufwendungen denen der Engländer mindestens entsprechen haben.

Und nun die Verluste! Daß diese auch auf deutscher Seite nicht gering sind, ist selbstverständlich. Schon die hohen Gefangenzahlen aus den ersten und letzten Angriffstagen zeigen das deutlich an. Zu diesen ist allerdings zu bemerken, daß eine Wolfdepesche aus Berlin vom 2. Mai die französischen Angaben für falsch erklärt: denn es seien von den in Frage kommenden deutschen Truppen für die Zeit vom 16. bis 28. April überhaupt nur rund 7500 Mann als vermißt gemeldet worden; unter diesen befänden sich auch die zurückgelassenen Verwundeten und Toten. Immerhin bleiben auch nach einem hiernach vorzunehmenden Abzug noch gegen 40000 Mann als Gefangene der Engländer und Franzosen übrig, denen deutscherseits nur etwa ein Fünftel bis ein Viertel dieser Zahl gegenübergestellt werden kann. Und die Verluste an Toten und Verwundeten müssen ja auch nach Zehntausenden zählen. Aber auf der Seite der Angreifer scheinen sie doch noch viel bedeutender zu sein! Das möchten wir weniger aus den deutschen Angaben schließen, die doch immer nur auf mehr oder weniger unsicheren Schätzungen und örtlich begrenzten Eindrücken beruhen können, als aus den Vorgängen in Frankreich. Die plötz-

liche Berufung des Generals Pétain ins französische Kriegsministerium, die Ankündigung zahlreicher Interpellationen in den Kammern über die Schlachten, die Gerüchte über Abberufung des Oberstkommandierenden Nivelle können nur aus einer allgemeinen Bestürzung über die Höhe der Verluste erklärt werden. Bestätigt wird diese Annahme durch die Bemerkung der französischen Zeitung „Le Petit Parisien“, daß der Soldat Sicherheit erhalten müsse, daß die Wirkung der Artillerie ihn keine Hindernisse mehr beim Angriff vorfinden lasse und daß die Regierung, wie sie mit Geld spare, auch mit Menschenleben sparsam umgehen müsse. So darf man wagen anzunehmen, daß in den vier Wochen seit Ostern ein großer Aufwand von Menschen, Kraft und Material von seiten der Westmächte fast nutzlos vertan und so die „Abnutzung“ in größerem Maßstabe bei ihnen selbst als bei den Deutschen eingetreten ist. Nach deutschen Schätzungen standen seit dem 9. April 700 000 Engländer und 400 000 Franzosen in den großen Schlachten an der Westfront im Kampfe; ihre Gesamtverluste werden auf 300 000 Mann geschätzt.

Von den anderen Kriegsschauplätzen ist wenig zu berichten. Die Russen begreifen hier und da mit Infanterievorstößen in der Stärke mehrerer Bataillone, auch ihre Artillerie ist lebhafter geworden. Die Italiener versuchten bei Görz einen Gasangriff. Nach langer Pause haben die Serben einen eigenen Heeresbericht veröffentlicht, ohne übrigens etwas wichtiges darin zu melden.

In Mesopotamien scheinen die Türken immer noch langsam zurückzugehen, während sie in Armenien mit Hilfe persischer Kurden die Russen zur Aufgabe der Stadt Musch gezwungen haben und an der Sinaihalbinsel die Engländer vor Gaza festhalten.

Die deutschen Flieger haben neue Erfolge zu verzeichnen; dabei ist Rittmeister v. Richthofen bei seinem 52., Leutnant Wolff beim 29. und Leutnant Schäfer beim 25. Luftsiege angelangt. Beachtenswert ist eine Äußerung eines englischen Parlamentariers, der die englischen Fliegerverluste auf allen Fronten an Gefallenen, Verwundeten und Vermißten zu 56 für Januar, 119 für Februar, 152 für März und 319 bis zum 26. April angibt. Dazu kommen 73 Todesfälle bei Lernflügen, so daß in diesen nicht ganz vier Monaten insgesamt 718 Verluste zu verzeichnen waren.

Von der See sind ebenfalls mehrere kleine Vorteile auf deutscher Seite zu melden, von denen die Versenkung eines Handelsdampfers vor der Themsemündung durch Marineflieger eine Neuheit darstellt. Andererseits wird das Auftauchen russischer U-Boote in der Ostsee und die Zerstörung eines deutschen Seglers von 1000 Tonnen sowie eines Schleppers durch ein solches gemeldet.

Der deutsche U-Bootskrieg ist auch im April ungeschwächt weiter geführt worden. Dazu kommen Zeitungsnachrichten, nach denen der deutsche Kreuzer „Seeadler“ immer noch eine bedeutende Tätigkeit in ferner gelegenen Meeren ausübt. Die bis 6. Mai gemeldete Gesamtbeute des April hatte 1 Million Tonnen überschritten.

In den Bericht in Nr. 32 der Internierten-Zeitung haben sich leider zwei Druckfehler eingeschlichen. Die deutsche Linie zwischen Condé und Soupir an der Aisne ist nicht am 15., sondern am 18. zurückgenommen worden, und bei Berry-au-Bac wurden nicht 72, sondern 32 unbrauchbar gemachte Tanks gezählt.

Der Einfluß des Weltkrieges auf deutsche Gesetze.

Von Ltn. Dr. Ahrens, Heiden.

Während des Krieges soll jeder private Hader unter den Volksgenossen schweigen. Wenn auch der menschliche Wille zumeist bestrebt sein mag, diesem idealen Grundsatz zu folgen, so bringt doch schon unser modernes Erwerbs- und Wirtschaftsleben in seiner komplizierten Vielseitigkeit dauernd eine Fülle von Fragen zutage, die selbst im Kriege beim besten Willen der Beteiligten nicht immer ohne Inanspruchnahme der Gerichte zu lösen sind. Der moderne Gesetzgeber muß deshalb den besonderen Verhältnissen des Krieges Rechnung tragen. Er hat dabei als grundlegendes Erfordernis für eine geordnete Rechtspflege zu berücksichtigen, daß auch in Kriegszeiten für die Rechtssprechung in erster Linie die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten und nur für besondere Verhältnisse des Krieges gesetzliche Ausnahmebestimmungen zu treffen sind. Diesen hohen Anforderungen konnte das deutsche Recht

in dem Weltkriege gerecht werden. Die in der Friedenszeit geschaffenen Gesetze sind mit verschwindenden Ausnahmen in Kraft geblieben. Allerdings haben der Aushungerungsplan der Feinde Deutschlands, die für moderne Verhältnisse lange Dauer des Krieges, die außergewöhnlich große Anzahl von Kriegsteilnehmern u. a. im Laufe der Kriegsjahre eine Reihe von ergänzenden gesetzlichen Maßnahmen erforderlich gemacht. Diese sind aber lediglich eine Folge der ungewöhnlichen Umstände dieses Krieges und entweder ein Zeichen weiser Voraussicht (wie die vielen Verordnungen zur Sicherstellung der Ernährung des deutschen Volkes) oder aber ein Ausfluß gerechter sozialer Fürsorge, die weder für die Hunderttausende Kämpfer infolge ihrer Abwesenheit von der Heimat und sonstigen Behinderung im Rechts- und Wirtschaftsleben Rechtsnachteile zulassen noch dulden will, daß Daheimgebliebene durch die besonders

schweren Verhältnisse dieses Krieges unverschuldet in außergewöhnliche wirtschaftliche Bedrängnis geraten sollen. Nur die wirtschaftliche Kraft Deutschlands und die glänzenden Taten seiner Waffen ermöglichten diese gesunde Fortführung und eine zweckentsprechende Weiterbildung des gesamten deutschen Rechtslebens.

Für die Schaffung neuer gesetzlicher Bestimmungen während des Krieges konnte aus praktischen Gründen der für Kriegsverhältnisse zu langsame und schwerfällige Weg der ordentlichen Gesetzgebung¹⁾ nicht beschritten werden. Demzufolge trat mit Wirkung für das gesamte deutsche Reich bereits am 4. August 1914 ein an diesem Tage beschlossenes und verkündetes Gesetz in Kraft²⁾, das dem Bundesrat allgemein die Ermächtigung erteilte, für die Zeit des Krieges die gesetzlichen Maßnahmen zu treffen, die zur Abwendung wirtschaftlichen Schadens notwendig werden sollten.³⁾ Dieses Gesetz bildet z. B. u. a. die rechtliche Grundlage für die vielen Verordnungen, welche die Lebensmittelversorgung des deutschen Volkes in zweckentsprechender Weise während des Krieges regeln. Daneben gibt die auf Grund von Artikel 68 der Reichsverfassung am 31. Juli 1914 erfolgte Erklärung des Kriegszustandes in Deutschland den militärischen Befehlshabern das Recht, im Interesse der öffentlichen Sicherheit Verbote unter Androhung bestimmter Strafen zu erlassen. Durch diese Regelung wurde verfassungsgemäß die ordentliche Gesetzgebung in die

¹⁾ Im deutschen Reich: durch übereinstimmenden Mehrheitsbeschluß des Bundesrats und Reichstags, in Preußen: durch Übereinstimmung von König und Landtag (Herren- und Abgeordnetenhaus).

²⁾ Sehr seltene Ausnahme, daß ein Gesetz an demselben Tage beschlossen und verkündet wird.

³⁾ Die vom Bundesrat geschaffenen Bestimmungen dieser Art sind dem Reichstage beim nächsten Zusammentritt mitzuteilen und gegebenenfalls auf dessen Verlangen wieder aufzuheben.

Hände von Organen gelegt, die mit der nötigen Beschleunigung die jeweils erforderlichen Maßnahmen treffen können. Wie sie sich bewährt hat, zeigt u. a. das Fehlschlagen des Aushungerungsplanes der Feinde Deutschlands.

In Laienkreisen ist vielfach die irrige Annahme verbreitet, daß nach deutschem Recht der Ausbruch eines Krieges ohne weiteres ein Generalmoratorium mit der Wirkung zur Folge hat, daß Schuldner von der Erfüllung ihrer fälligen Verbindlichkeiten für die Dauer des Krieges automatisch befreit werden. Die Folge einer solchen Bestimmung in den ordentlichen Gesetzen würde zum mindesten auf dem Gebiet des Rechtes der Schuldverhältnisse die größte Rechtsunsicherheit bedeuten. Ein derartiges Moratorium würde aber auch, selbst wenn es nur ein teilweises und ein erst durch außergewöhnliche Umstände des Krieges veranlaßtes sein sollte, das Eingeständnis ungesunder wirtschaftlicher Verhältnisse des betreffenden Staates sein. Die deutsche Regierung hat deshalb im Gegensatz zu anderen kriegführenden und auch neutralen Staaten im Interesse der Rechtsicherheit und im Vertrauen auf die gesunde wirtschaftliche Kraft Deutschlands davon abgesehen, auch nur ein teilweises Moratorium zu erlassen. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben dieses Vertrauen in vollem Maße gerechtfertigt. Wenn also der Krieg demnach grundsätzlich ohne Einfluß auf das Recht der Schuldverhältnisse geblieben ist, so waren doch für einige Schuldverhältnisse Sonderbestimmungen nötig, um einmal deutsche Vertragsparteien gegen widerrechtliche Eingriffe des feindlichen Auslandes in das Privateigentum zu schützen, und um weiterhin die Kriegsteilnehmer nicht besonderen wirtschaftlichen Nachteilen durch ihre Verwendung im Heeresdienste und ihre dadurch herbeigeführte Abwesenheit von der Heimat preiszugeben.

(Fortsetzung folgt.)



X. Dritter Bericht über die Berner Weihnachtssendung für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Nachdem wir in der vorletzten Ausgabe der Deutschen Internierten-Zeitung über die Art der Verteilung der Weihnachtspakete in den Depots der 3. Region berichtet haben, bringen wir heute Auszüge aus Bestätigungsbriefen anderer Regionen, aus denen im Allgemeinen ebenfalls hervorgeht, daß die Verteilung der Gaben, für die das ganze deutsche Volk beigesteuert hat, in anerkannter Weise von den Verwaltungsstellen der Gefangenenlager bewerkstelligt worden ist.

4. Region.

Chartres, 24. 12. 16. Der deutsche Lagerchef bestätigt den Erhalt von 1500 Paketen und teilt gleichzeitig mit, daß die Lagerstärke inzwischen von 1496 auf 3000 Mann gestiegen sei. (Anm.: Nach Mitteilung der frz. Reg. zählte das Depot am 1. 3. 1917 2611 Mann.)

5. Region.

Romorantin, 9. 1. 17. Der Kommandant Lt. Dubois teilt mit, daß von den eingetroffenen 1848 Paketen 1254 im Lager verteilt und 594 an das Lager Montargis abgegeben wurden.

Orléans, 3. 2. 17. Der Vorsitzende des Wohlfahrtsausschusses, V.-Wachtm. Veigel, schreibt, daß alle am

25. Dezember zum Lager gehörenden Gefangenen am 18. Januar ein Paket erhalten haben, daß außerdem aber noch 151 Mann, die erst im Laufe des Monats Januar in das Lager versetzt worden waren, aus Mangel an weiteren Paketen ohne diese Weihnachtsfreude bleiben mußten.

8. Region.

Asnières, 14. 2. 17. (Lager inzwischen geräumt.) Der Lagerkommandant de Perhuis bestätigt den Erhalt von acht Kisten, sowie die Verteilung der darin enthaltenen Pakete „un paquet à chaque P. G. présent. — L'effectif actuel du camp est restreint, je ferai continuer la distribution aux arrivants du front, au fur et à mesure des arrivées.“

9. Region.

Tours, 12. 1. 17. Der Regionalkommandant der Depots der 9. Region Lieutenant-Colonel Delbauve: „J'ai l'honneur de vous accuser réception des paquets de Noël: Dépôt de Tours... 2051 au lieu de 2068 annoncés, Dépôt de Poitiers... 940, Dép. de Chateauroux... 1198, Dép. de Bressuire... 1336, Dép. de Issoudun... 378 au lieu de 384 annoncés, Dép. de Cholet... 26. — Je n'ai pas reçu les 78 colis annoncés pour les hôpitaux. Enfin un nouvel envoi est annoncé par Berne, le 30 Déc. 16 de: 620 c. pour le Dép. de Poitiers, 150 c. pour le Dép. de Chateauroux, 78 c. pour les hôpitaux de Chateauroux et de Niort.“

10. Region.

Coutances (Lazarett mit 416 Deutschen) hat laut Brief vom 25. 1. 1917 die erhaltenen 90 Pakete an die Bedürftigsten (les P. G. les plus nécessiteux) verteilt.

Dinan, 13. 1. 17. „... l'envoi annonçait 1236 colis individuels mais n'en contenait réellement que 1224 qui ont été remis contre émargement aux P. G. reconnus les plus nécessiteux.“

Wie in sehr vielen Lagern wurde auch in Dinan ein Protokoll über die Verteilung aufgesetzt, das unterzeichnet ist vom lieutenant chargé des colis, vom Lagerkommandanten und von den vier deutschen Unteroffizieren: Fähnrich Frhr. v. Reibnitz (Drag. 18), Fahnenjunker B. v. Arnswaldt (Jäger 7), Einj.-Freiw. Karl Graf v. Spee (Kür. 4), Serg. Fritz Eggers.

Wir geben dies Schriftstück im Wortlaut wieder: „Procès verbal établissant la réception et la distribution d'un lot de vingt deux caisses renfermant ensemble: Douze cent vingt quatre colis, au lieu de Douze cent trente six annoncés, caisses reçues au Dépôt des P. G. de Dinan le 9. Janvier 1917 et adressées par la Croix-Rouge Suisse „Pro Captivis“ au Commandant du Dépôt.“

Chaque colis se composait d'une boîte en carton contenant environ 500 grammes de chocolat, 3 paquets de gateaux secs, une boîte de vingt cigarettes, 2 paquets de 10 cigares, un crayon et une carte accusé de réception.

Suivant les ordres du Commandant du Dépôt, les caisses ont été ouvertes et les boîtes réparties entre les prisonniers les plus nécessiteux appartenant au Dépôt, en présence du Lieutenant chargé de la Surveillance des colis et de quatre sous-officiers allemands faisant partie du Comité de la Société de Secours aux P. G. (Société formée par des P. G. présents à l'intérieur du Dépôt).

Les douze cent vingt quatre colis ont été répartis comme suit:

314 boîtes ont été distribuées dans l'intérieur du Dépôt, 910 boîtes ont été envoyées dans les chantiers extérieurs pour être remises aux P. G. nécessiteux des chantiers.

Des listes de distribution ont été établies et ont été émargées par les bénéficiaires, tant pour les colis distribués dans l'intérieur du Dépôt, que pour ceux envoyés dans les chantiers extérieurs; ces listes signées par les quatre sous-officiers allemands ayant assisté à la répartition, sont conservées dans les archives.

Dinan, le 13. Janvier 1917.

Montfort, 22. 1. 17.

Unter der Unterschrift des Kommandanten Raymond, des deutschen Lagerchefs O. Fuhrmeister und fünf deutscher Unteroffiziere (Kompagnieführer) ergibt das Protokoll dieses Lagers folgende Verteilung der erhaltenen 1563 Pakete: 884 unter die Gefangenen des Depots, 613 unter die Ge-

fangenen der außerhalb des Lagers arbeitenden Detachements (à raison d'un paquet par P. G.), 7 ausgegeben an 7 neu angekommene Gefangene, 9 restliche verteilt an Bedürftige („par les soins du comité de secours“).

Coëtquidan, 15. 1. 17.

Anstatt 1624 abgesandten Paketen kamen 1613 dort an, von denen die 788 Gefangenen des Lagers je eins erhielten, während das Plus von 825 Paketen an das Depot von Cherbourg weitergeleitet wurde.



Dépôt de Kerbéneat. Wohnraum des Gefangenenlagers deutsch-österreichischer Zivilisten.

Saint Brieuc, 9. 1. 17.

Der Depotkommandant, Capitaine de Lourmel, quittiert über 11 Kisten mit zusammen 1014 Paketchen. 247 sendet er nach Coëtquidan („suivant les ordres de Mr. le commandant régional“). Die übrigen 767 Pakete verteilt er unter die Leute des Depots und der 18 dazu gehörigen Arbeitsdetachements. (Diese 18 Detachements, deren Stärke wir in Zahlen beifügen, sind: Guitté 20, Plémy 20, Malabry 37, Plumieuc 20, Merdrignac 23, Planguenoual 20, La Chapelle Blanche 20, Loudéac 35, Trémorcel 20, Caulnes 40, Plédéliac 50, Hénansal 29, Plumangat 20, Penvenan 20, St. Launeuc 20, St. Igneuc 20, Landébia 30, Hôpital Tréguier 5.)

Cherbourg.

Von diesem Depot ging eine ganz genaue Aufstellung ein, aus der hervorgeht, daß dort 1138 Pakete an ebenso viele Gefangene verteilt wurden, welche namentlich über den Empfang quittiert haben. In diesem Lager sind alle Leute in Arbeitsdetachements eingeteilt, die sich folgendermaßen zusammensetzen:

Detachement	Mann	Deutscher Lagerchef
Moulin Lucas	382	Kurt v. Behr, Dragoner 6
Usine à gaz	36	Unteroffz. Wenke, Oberjäger Marx
Fort du Homet	370	Vizefeldwebel Erfurth
Carrière de l'ouest	231	Vizefeldw. Dumont, Untffz. Kohl
Fort du Roule	107	Vizefeldw. Haase
Hôpital civil	12	unterzeichnet von Untffz. Pollack

Das Gesamtschriftstück ist vom Kommandanten und von dem deutschen Leutnant Bobsien (Jäger-Batl. 12) gezeichnet, welch' letzterer vom Kommandanten mit der Wahrnehmung der Interessen des Roten Kreuzes pp. betraut ist, wie aus dem seinem Namen stets beigefügten Stempel (Affaires de Croix-Rouge, Renseignements sur disparus, Dons en faveur des P. G.) zu schließen ist.

11. Region.

Nantes und St. Nazaire bestätigen das Eintreffen der Weihnachtssendung; ersteres Lager durch den Kommandanten selbst, St. Nazaire durch den deutschen Chef, Vizefeldwebel Fr. Carstens, der um eine Ergänzungssendung von 793 Paketen bittet, da der Mannschaftsbestand z. Zt. (13. 1. 17) 2122 betrage. „Im übrigen“, schreibt er, „hat die hübsche Zusammenstellung der Pakete allgemeine große Freude hervorgerufen und sage ich im Namen aller Kameraden den herzlichsten Dank“.

Detachement Squiriou-Huelgoat (zum Depot Brest-Kérourio gehörig). Vizefeldwebel H. Hildebrandt bestätigt den Empfang von 30 Paketen unter Beifügung der Unterschriften seiner Leute.

Chantonay. Der Depotkommandant C. Liotard schreibt unter dem 21. 1. 17 folgenden Brief an „Pro Captivis“, den wir im Original wiedergeben:

Par votre lettre du 10 déc. dernier, vous avez eu l'aimabilité de me faire connaître que le dépôt de pr. de g. de Chantonay recevrait 18 caisses de colis individuels à répartir entre les prisonniers allemands de mon dépôt à l'occasion de la Noël.

Les 18 caisses me sont arrivées le 8 janvier en parfait état, mais ne contenaient que 1107 colis au lieu de 1124 qui m'étaient annoncés par le bordereau d'expédition de votre Agence de Paris.

Je vous signale donc ces manquants d'abord, puis ceux qui résultent du nombre de colis annoncés, dont le nombre était sensiblement inférieur à mon effectif de prisonniers à la date du 9 janv. Cet effectif étant de 1165 pr., 58 d'entre eux ont donc été privés du généreux souvenir que leur offrait votre société. J'ajoute même que ce chiffre de 58 est en réalité de 68, 10 prisonniers autrichiens ayant bénéficié par mégarde d'un nombre égal de colis destinés à leurs camarades allemands d'une équipe voisine à la leur.

Puisque, incidemment, j'en viens à vous parler de mes prisonniers autrichiens, je me permets d'attirer la bienveillante attention de la société sur eux. J'en ai 80, tous répartis en des équipes homogènes absolument séparées de celles des Allemands. Leur situation est particulièrement intéressante, car ils reçoivent bien peu de colis de chez eux. La société „Pro Captivis“ ne pourrait-elle les faire participer eux aussi à ses envois?

Les calendriers*) et brochures dont l'envoi m'a été annoncé, ne me sont pas encore parvenus.

12. Region.

Solignac, 4. 2. 17. Der Kommandant, lieutenant Lagnier, bestätigt, daß „1086 colis sont arrivées en bon état et ont été distribués immédiatement. Les quelques colis, reçus en surnombre, ont été remis en supplément aux P. G., nécessaires et ne recevant pas de paquet de leur famille.“

13. Region.

Bescheinigungen über den Erhalt der Weihnachtssendungen von den Depots St. Rambert, Chagnat bei Gerzat, Riom, Le Puy, Aurillac. Brief vom 16. 1. 17: „Les 556 paquets de Noël ont été distribués, conformément à votre lettre du 10 déc., aux P. G. allemands des dépôts d'Aurillac. Pour que chaque P. G. reçoive un paquet il me serait encore nécessaire de recevoir 291 paquets pour les P. G. austro-hongrois des dépôts d'Aurillac.“

Le Capitaine Defournoux.“

*) Weihnachtskalender für die deutschen Kriegsgefangenen. Herausgegeben von der Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge Bern.

14. Region.

Romans. Der Kommandant läßt die 6824 Pakete unter alle Gefangenen, „faisant partie de mon dépôt“, verteilen, also auch an die zum Depot gehörenden Detachements.

Le Mûrier bei Grenoble, 31. 12. 16. „... de vous accuser réception de ces 5 caisses dont le contenu s'est montré suffisant et même excessif.“

Barcelonnette. Der Kommandant, Capitaine Bonnet, erhält 12 Kisten „pour les P. G. de mon dépôt. Ce dernier ayant été dislogué en partie, j'ai donné des ordres pour que 3 caisses soient expédiées à Carpiagne où ont été dirigés 54 P. G. allemands de mon dépôt; 2 c. à Fort Barraux, où sont détachés des ordonnances d'officiers prisonniers“; 4 c. à Barcelonnette au dépôt d'officiers prisonniers pour les 118 ordonnances qui y sont également détachés. Les 3 c. qui restent seront distribuées aux P. G. encore présents à mon dépôt, dès que notre transfert à Romans, qui doit avoir lieu incessamment, sera effectué.“**)

15. Region.

Die Kommandanten folgender Depots bestätigen kurz den Erhalt der abgesandten Pakete für die deutschen Kriegsgefangenen: Serres-Carpentras (882 P.), Miramas (1968 P.), Nîmes (632 P., 208 P. zu wenig, da das Depot N. s. Z. 840 P. G. gehabt habe), Sisteron (252 P. anstatt 348 wie avisiert, Brief vom 7. 1. 17; „une réclamation a été adressée à la gare de Sisteron au sujet de cette différence“, Brief v. 10. 1. 17: „J'ai reçu la 8. caisse contenant 96 P.“).

16. Region.

Le colonel commandant régional dieser Region, Hauptort Montpellier, teilt mit, daß die Sendungen für Cette und Castres eingegangen seien. Außerdem liegt aus dieser Region ein Schreiben des Lagerkommandanten von Castres vor, nachdem die dorthin gelangten P. unter der Aufsicht eines Offiziers verteilt worden seien.

17. Region.

Lieutenant Camus, Kommandant des Depots Marmande, 13 Kisten erhalten (Brief v. 13. 1. 17).

Capitaine Béchet, Kommandant des Dep. Montauban, bestätigt den Erhalt der Weihnachtssendung, wünscht weitere 126 Pakete, um auch den auf die Arbeitsstellen abkommandierten Leuten Weihnachtspakete zukommen lassen zu können.

Toulouse und Agen. Die Kommandanten senden accusés de réception.

Cahors. Der Dolmetscher vom Postdienst berichtet durch die Agence des P. G., Paris, über die vorschriftsgemäße Verteilung von 646 P., deren Empfang jeder Mann durch Rücksendung der den Paketen beigefügten Karten einzeln bestätigt habe.

18. Region.

Die Depots von Gaujacq (534 Pakete), La Pallice (1680 P.), Lourdes (1062 P.) und Château d'Oléron (380 P., 22 P. zu wenig, da das Depot am 6. 1. 17. 402 Mann gezählt habe) bestätigen durch die Kommandanten die Verteilung der vom Roten Kreuz (Pro Captivis) eingegangenen Pakete.

Der Kommandant von Lannemezan bestätigt den Erhalt von 52 nach Bonnefont gerichteten Paketen. Das Lager Bonnefont sei aufgelöst worden.“**)

Vom Depot Blaye gingen drei Berichte ein, von denen einer vom Kommandanten Tuffal, die beiden übrigen

*) Von Fort Barraux (Offizierlager) selbst kam eine Karte, unterzeichnet von Lt. d. Res. F. Bengier (Drag.-Reg. 16): Dem Hilfsausschuß „Pro Captivis“, Bern, bestätige ich den Empfang von 56 Paketen „Weihnachtsgrüße“, die an die Ordonnanzen des hiesigen Offizierlagers verteilt wurden. Die „Weihnachtsgrüße“ haben unter den Mannschaften große Freude hervorgerufen, und alle danken von Herzen sowohl den gütigen Spendern als auch denjenigen, die mit sorglicher Hand die Packung und Versendung der Pakete ausgeführt haben.“

***) Das Mannschaftsdepot Barcelonnette ist inzwischen tatsächlich aufgelöst; Barcelonnette ist jetzt lediglich Offizierslager, dem 118 Ordonnanzen (lt. Irz. K.-M.-Melög. v. 1. 3. 17.) beigegeben sind, die dem Depot von Romans unterstehen.

****) Das Depot von Lannemezan, das noch im Januar einen Bestand von über 100 Gefangenen hatte, ist nach neueren Berichten des Irz. K.-M. gleichfalls aufgehoben worden.

von den deutschen Lagerchefs, Feldw. Richter (Depot A) und Feldw. Klein (Depot B) unterzeichnet sind. Die deutschen Bestätigungen weisen außerdem die Namen der Unteroffiziere auf, die als Gruppen- und Baracken-Chefs tätig sind. Der Gef. R. Benthin quittiert über die dem Lazarett überwiesenen Pakete.

Basseus, 28. 2. 17. V.-Feldw. Fritz Müller: „Mit meinem heutigen Schreiben teile ich Ihnen mit, daß das Lager Basseus inzwischen außer den in meinem Schreiben vom 22. 2. erwähnten 147 P. noch eine nachträgliche Lieferung von 60 P. erhalten hat. Das Ganze ist sorgfältigst unter die 236 deutschen Kriegsgefangenen des Lagers verteilt worden. Indem ich nochmals im Namen aller meiner Kameraden für diese gütige Spende danke, verbleibe ich . . .“

Trompeloup, Jan. 17. Ein Schreiben der „Unterstützungskasse des Gefangenenlagers Trompeloup“, vom Kommandanten gegenzeichnet. „Wie im Vorjahre, so hat das liebe Vaterland seinen Söhnen in der Gefangenschaft ein Weihnachtsgeschenk gemacht . . . Das hiesige Lager hat 7 Kisten mit 444 Paketen erhalten, wovon jeder eines bekommen; die wenigen restlichen Pakete sind von der Verwaltung der hier bestehenden Unterstützungskasse an die bedürftigsten Kameraden verteilt, und glauben wir in Ihrem Sinne gehandelt zu haben. Wir danken Ihnen herzlich für die Spende. Die in den Paketen einliegenden Karten sind ausgefüllt worden und gehen ihnen mit nächster Post zu. Nochmals herzlichst dankend zeichnen . . .“

20. Region.

Troyes, le 6 Janvier 1917. „Reçu 26 paquets, cadeaux de Noël pour les prisonniers de guerre allemands.“

Le Général de Division Delarme, Commdt. la 20. Région P. O. Le Chef d'Etat-Major . . .“

15. Region.

Corsika. Eine behördliche Bestätigung über den Eingang der Weihnachtspakete ist von den Lagern auf Corsika nicht eingegangen. Der Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, daß die Lager in der letzten Zeit nur noch Zivilgefangene aufweisen. Bestimmungsgemäß waren die Weihnachtspakete, die von der deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge, Bern, zusammengestellt waren, aber für Kriegsgefangene bestimmt, und es sind infolgedessen voraussichtlich von den frz. Behörden die nach Corsika dirigierten Pakete der 15. Region auf dem Festlande zugewiesen worden. Aus dem Lager Castelluccio (Corsika), in dem sich allein noch ca. 180 Kriegsgefangene befinden, gingen denn auch bereits ca. 100 Bestätigungskarten ein. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß die deutschen Zivilgefangenen in Frankreich von dem in Bern bestehenden „Hilfsdienst für die Kriegs- und Zivilgefangenen in Frankreich“ versorgt werden. Über diese mit dem Roten Kreuz in Stuttgart zusammenhängende Hilfsstelle wird später noch zu berichten sein.

Den Bericht über die Berner Weihnachtssendung an unsere Kriegsgefangenen schließen wir hiermit vorläufig

ab. Wenn weitere Bestätigungen über den Erhalt der Sendungen eingehen, werden wir von Fall zu Fall dieses erwähnen.

Im Allgemeinen dürfen weitere Bestätigungen kaum erwartet werden, da ein Teil der Lagerkommandanten die Rücksendung der persönlichen Quittungskarten, die den einzelnen Empfängern mit den Paketen zugesandt wurden, als genügend ansehen wird. Tatsächlich ist das durch diese Karten zusammengelaufene Material für uns und den Vermißdienst auch viel wertvoller.

Wenn diese Tausende von Karten ganz durchgearbeitet sein werden, wird die Veranlassung gegeben sein, nochmals darauf zurückzukommen. Gr.

XI. Pro Captivis und die deutschen Gefangenen in Frankreich.

Das Schweizerische Rote Kreuz, Abteilung „Pro Captivis“, Hilfsstelle für Kriegsgefangene, arbeitet nicht nur für die deutschen Kriegsgefangenen, wie es ja im Wesen der Schweiz überhaupt liegt, während dieses Krieges, in dem es das Festland ist in der brandenden See der sich bekämpfenden Nationen, nach allen Seiten mildernd den von den Tücken des Krieges Betroffenen und den unter der zum Gesetz gewordenen Härte Leidenden zu helfen. Schon das Zusammentreffen dreier Sprachgebiete in ihren Grenzen, deren Angehörige sich außerhalb dieser Grenzen befänden, bestimmt ihre Sympathien nach drei verschiedenen Richtungen. Die staatliche Einheit dieser drei Sprachzonen und ihre gemeinsame Geschichte schafft den Ausgleich und macht die Schweiz politisch neutral und neutral auch in ihrer Liebestätigkeit.

„Pro Captivis“ hat uns einige Zahlen mitgeteilt, die am besten zeigen, was diese Hilfsstelle allein für unsere deutschen Kriegsgefangenen bisher geleistet hat:

Im Überweisungsverkehr mit dem Deutschen Roten Kreuz in Stuttgart, das heißt auf Bestellung der deutschen Rote-Kreuz-Vereine durch ihre Stuttgarter Geschäftsstelle, hat Pro Captivis seit Ende Juni 1916 über 90000 Pakete*) an deutsche Kriegsgefangene versandt. Hierbei ist hervorzuheben, daß diese Stelle die Besorgung der hierzu notwendigen Waren sowie deren Verpackung selbst erledigt hat. (In dieser Zahl sind nicht die von privater Seite an Pro Captivis zum Versand aufgegebenen Pakete eingegriffen; auch bei diesen letzteren hat die Hilfsstelle großenteils die Besorgung der Waren und stets die Verpackung vorgenommen.)

Wie unter H in Nummer 30/31 der Deutschen Internierten-Zeitung berichtet, ist auch der Bücherversand der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene anfänglich durch Pro Captivis erledigt worden. Insgesamt hat die Hilfsstelle 2071 Pakete mit zusammen 87095 Büchern für die Bücherzentrale verschickt. Gr.

*) Selbstverständlich schließt diese Zahl nicht die 100000 und 120000 Pakete ein, deren Versand „Pro Captivis“ Weihnachten 1915 und Weihnachten 1916 im Auftrage bewerkstelligt hat.

AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN



Zürich.

Leutnant Dr. O. Lutz.

Wenn die Winternebel weichen und junges Frühlingsgrün sich wie ein zarter Hauch über den Zürichberg legt, wenn hinter dem blanken Seespiegel die trotzigen Bergriesen des Glarner und Urner Hochgebirges in mairischer Firmenschöne sich emporrecken und Urirotstock, Tittlis, Rigi, Pilatus mit dem Morgenlicht in die Fenster der Villenstadt

am Dolder schauen, dann enthüllt Zürich seine wahren Reize. Dann weichen mit der ersten wohligen Wärme auch seine Winterschrecken, die unumschränkt herrschenden Erkältungen, Husten, Pnuffel und ihre Genossen aus den Atmungswegen der Städte und frei hebt sich die Brust in Gottes belebendem Hauch. Als obs ein Organismus aus dem Tierreich wäre, streift die winterliche Stadt binnen Monatsfrist ihr Gewand ab. Den Einheimischen ist dieser „Saisonwechsel“ wohl vertraut. Das „Limmat-

athen“, wie sie es mit Stolz nennen hören, das vorherrschend geistigen Genüssen huldigende winterliche Zürich wird zur sommerfrohen „Stadt der Gärten“, deren Bewohner in hellen Scharen sich in seinen prächtigen Anlagen und Wäldern tummeln. Von der Höhe des keck aufragenden Utliberges schaut an Sommerabenden dann aus Biergärten

allen Zeiten in starkem Maße den Zustrom fremder Elemente auf sich gezogen.

Wer die Geschichte der Stadt kennen lernen will, mag im schweizerischen Landesmuseum an Hand der Funde die Jahrhunderte durchleben, die Pfahlbau- und Höhlenbewohnerzeit, die römische Fremdherrschaft, das schlachten-



Zürich und die Alpen.

und Gasthäusern eine zechfrohe Gesellschaft von Jungburschen auf das Häusermeer zu Füßen, das sich wie ein riesiges Hufeisen um den schmalen See spannt.

An der Kreuzung zweier Weltverkehrsadern gelegen: Berlin—Gotthard—Rom und Paris—Arlberg—Wien—Konstantinopel hat diese Großstadt von 170000 Einwohnern

reiche Mittelalter und die Neuzeit; oder mag er in den Gassen der Altstadt auf dem rechten Ufer der die Niederlassung trennenden Limmat die verblaßten Schrittzeichen des Einst lesen, da, wo sie seit Alters her sich behaupteten. Auf dem Lindenhof erhob sich in früheren Zeiten das Castrum Turicense, später die Königspfalz. Die Stand-



Schiffli.

(40 000 Reichsdeutsche) mehr als irgend ein anderer Ort der Schweiz internationale Züge angenommen; heute im Weltkrieg mehr als je zuvor. Das bunte Völkergemisch, das in ihren Mauern Zuflucht sucht, Reisende, Flüchtlinge, Spione aus kriegführenden Ländern, die babylonische Sprachenverwirrung, die auf ihrer Hauptverkehrsstraße, der Bahnhofstraße (heute „Balkanstraße“) herrscht, sind nur zum geringen Teil Symptome des Krieges. Zürich hat zu

bilder Karls des Großen, die sitzende Kaiserfigur am Westturm des Großmünsters, die Brunnenfigur im Karolineum weisen darauf hin, daß dieser Fürst lebhaft Beziehungen zu dem alten Zürich unterhielt. Und wie allerorten geben auch hier die steinernen und bronzenen Gedenktafeln und Standbilder einen gedrungenen Abriss der geschichtlichen Höhepunkte. Aus der schmucklosen Schlichtheit des reformierten Großmünsters, das die Spuren der

Jahrhunderte an seinen wechselnden Bastillen zur Schau trägt (Krypta, romanische Pfeilerbasilika, obere Türme Gothik) spricht die Geschlossenheit und Unerbittlichkeit des Reformators Zwingli, der, als schwerführender Gottesmann in Erz gegossen, von einem der verkehrsreichsten Punkte an der Limmat (Wasserkirche und Helmhaus) das Geschlecht unserer Tage an sein religiöses Vermächtnis gemahnt. Die zerstörten Fresken an den Wänden des Münsters, die man vergebens wieder herstellen wollte,



Rietberg.

zeugen von dem blinden Wüten der Bilderstürmer. Die freundliche Gestalt Lavaters, der vor der Peterskirche beim Sturm der Franzosen auf Zürich, den Verwundeten beistehend, die tödliche Kugel empfing, der gütige Kinderfreund und Jugenderzieher Pestalozzi treten vor uns, und wenige Jahrzehnte später finden wir Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer in ihren Toren. Wer etwas von jenen Tagen nacherleben will, setze sich an einem Nachmittag an die Holztische der „Äpfelchammer“, allein oder mit ein paar Altsüchler, vielleicht erhascht er noch einige der „entfesselten Sonnengeister“ aus den Rebgeländen, an denen der größte Erzähler und Menschenkenner der Schweiz hier so manchmal in die Höhen seines goldenen Humors sich geleiten ließ, und wenn er dann gegen Mitternacht durch die engen Straßen der Altstadt zieht, mag er sich vor Augen stellen, wie hier manchmal schweren Tritten der Stadtschreiber von Zürich den Heimweg ging, damals, als die böse Kriegspolizeistunde noch nicht die bürgerliche Gemütlichkeit und Selbsthaftigkeit knebelte.

Raunen im alten Zürich aus jeder Häuser- und Fensterecke die Geister vergangener Zeiten, so will die Neustadt jenseits der Limmat mit ihren Prachtbauten den Glanz der modernen Großstadt vor Augen führen. Auch sie hat ihre geschichtlichen Erinnerungen. Villa Wesendonk leuchtet wie ein Idyll reiner Freundschaft aus dem herrlichen Parkgrün, als wollte sie uns sagen, daß hier Richard Wagner Zeiten ungetrübten Glückes verbrachte.

So stoßen sich auf engem Raum Altvergangenes und Neugekommenes im Stadtbild: die Spätrenaissance des Rathauses, die Gothik der Wasserkirche, alte Zunft- und Bürgerhäuser mit prachtvollen Aushängeschildern. Enge Gassen mit schön bewegten Giebelfeldern legen sich um die Limmat und das überhöhte rechte Ufer, während am Zürichsee inmitten wohlgepflegter Anlagen einige Monumentalbauten sich erheben, die Tonhalle, das rote und das weiße Schloß, das Theater, im Stadttinnern die Post, die in ihrer Gesamtheit eindrucksvoll wirkenden Stadtgebäude, die Urania, die Kunsthalle, das Gewerbemuseum. Am Zürichberg oben steht als Wahrzeichen des geistigen Zürich der mächtige Kuppelbau der Universität mit klassisch schönem Lichthof, breiten Umgängen und einer überaus geschmackvollen Innenausstattung. Er bildet den Mittelpunkt des vornehmen akademischen Viertels, der fachwissenschaftlichen Einzelinstitute, unter denen die alte, nach Sempers Entwürfen errichtete Bauruine der Technischen Hochschule zur Zeit ihre Auferstehung in einem gewaltigen Neubau erlebt. Weiter hinauf legt sich um den Zürichberg ein Kranz freundlicher Sommerhäuser. Neben trefflichen baulichen Einfällen und geschmackvollen Entwürfen findet sich da auch manches Irren und Suchen.

Die beiden akademischen Lehranstalten, Universität und Technische Hochschule, waren von jeher hochangesehene Pflanzstätten wissenschaftlichen Geistes. Sie haben in entgegenkommender Weise auch eine größere Zahl interner Studierender aufgenommen. Andere Einrichtungen,



Großmünster.

wie die Volkssternwarte Urania, mehrere umfangreiche Bibliotheken, suchen Wissen zu pflegen und zu vermitteln. Die große Zahl von höheren, Mittel- und Volksschulen, unter denen einige bemerkenswerte zeitgemäße Bauten sich finden, wesen im Verein mit dem Pestalozzianum darauf hin, daß hier noch der Geist des großen Jugendbildners wach ist. Zürich kann sich rühmen, die bedeutensten Mittel für Unterricht aufzubringen, ist doch der Schulbesuch bis zum fünfzehnten Jahr unentgeltlich. Selbst die Lehrmittel werden kostenlos an die Schüler abgegeben.

Außer dieser geistigen Bedeutung, der unbestreitbaren Führerschaft Zürichs in wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen des Landes, ist es dank seiner zentralen Lage auch ein Brennpunkt des Geschäfts- und Handelslebens. Zahlreiche große Banken regeln den lebhaften Geldumsatz. Als Sitz der blühenden Seidenindustrie unterhält die Stadt weitverzweigte Beziehungen zum Ausland. Brauereien, Papierfabriken, Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, chemische Fabriken und zahllose andere industrielle Betriebe beschäftigen Zehntausende von Arbeitern.

Die Umgebung der Stadt ist reich an Naturschönheiten aller Art. Vom Zürichberg und dem an Waldspaziergängen reichen Uthli, einem Nagelfluhzipfel, öffnen sich prachtvolle Tiefblicke auf die Stadt und den See. Der See ist in entzückender Anmut zwischen rebenbedeckte Hügel und freundliche Dörfer gebettet. Und wenn abends die plätschernden Kähne aus dem Dunkel in die breite Silberbahn des Mondes treten, wenn die letzten Möven mit müdem Flügelschlag auf ihre Ruheplätze schweben, ist's, als wenn ein sanftes, weiches Klingen aus seinen Wogen sich höbe, das die schönheitstrunkene Seele unseres größten Dichters einst in goldene Worte kleidete:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reife Frucht.

Auf dem Zürichsee, 15. Juni 1775.

Flüelen.

Am Ende des schönen Vierwaldstättersees, wo im reißenden Lauf das Wasser des Reußkanals sich in das große, grüne Becken ergießt, liegt der anmutige Ort Flüelen. Gewiß ein würdiger Abschluß des an reizvollen Bildern so reichen Seegestades. Ein Hintergrund, wie ihn nur die

Natur schaffen konnte, und der in allen seinen Teilen vollkommen wird durch den dahinterliegenden, in majestätischer Größe alles überragenden 3075 m hohen Bristenstock. Ewiger Schnee krönt seinen Gipfel und immer erstrahlt er bei scheidender Sonne im goldigsten Glanze. Und hier auf diesem schönen Stückchen Schweizererde haben

Scheuerbürsten wanderte nach der Heimat. Daran angegliedert ist eine gut eingerichtete Tischlerei, in welcher, fachmännisch betrieben, Massenartikel hergestellt werden. Der Arbeitsgeist hat alle Internierten so erfaßt, daß es hier bald keinen mehr gibt, der nicht am Morgen wüßte, ich habe heute diese meine Tagesarbeit. Auch ein guter



Die Auenstrasse mit Flüelen und Bristenstock

Flüelen.

auch gegen 150 deutsche Kriegsinternierte fast ein Stück zweite Heimat gefunden.

Eine Landschaftsbeschreibung wollte ich jedoch heute nicht geben. Anderes verdient heute auch eine Widmung. Es hätte vielleicht schon eher geschehen müssen, denn bisher war Flüelen noch nicht in die Öffentlichkeit an

Teil der Leute arbeitet in der Landwirtschaft. Für die wenigen übriggebliebenen besteht dann ein Unterricht in den verschiedensten Fächern.

Ist die Tagesarbeit geleistet, so ist auch noch ein Stündchen Zeit übrig, um der Erholung in frischer Luft ein wenig Genüge zu tun. Am Urnersee liegen noch zwei



Bürstenfabrikation.

Photogr. Synnberg, Luzern.

dieser Stelle getreten. Jedenfalls hat sich das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut“, voll bei uns bewahrheitet und dieses Gute ist die Arbeit. Spät hat man bei uns damit begonnen, lange Zeit fehlte die richtige Grundlage, die nötige Organisation. Doch jetzt ist sie bereits zwei Monate in Betrieb, „unsere Bürstenfabrik“. Heute haben schon über 30 Leute, die infolge ihrer Verwundung schwere körperliche Arbeit nicht verrichten können, darin Beschäftigung gefunden. Schon manches Tausend Wasch- und

zum Platzkommando Flüelen gehörige Ortschaften, die ebenfalls Internierte beherbergen: Telsplatte und Sisikon. Telsplatte stellt Körbe in allen möglichen Formen und Größen her. Vom Bügelhandkorb bis zum schönsten Reisekorb, während Sisikon ebenfalls Tischlereibetrieb aufweist. Dasselbst sind auch noch einige Schnitzer an der Arbeit und bemüht, die Kunst mit dem Praktischen zu verbinden. Ein Kamerad verdient wegen seiner Zigaretten- und Zigarrenspitzen-Fabrikation im Großen besonders Erwähnung.

Zum Schluß noch herzlichen Dank den verschiedenen Schweizer Behörden für ihre so mannigfache Unterstützung zur Erreichung der Ziele, besonders dem Gemeinderat von Flüelen für die kostenlose Überlassung der Räumlichkeiten der alten Kirche zu unsern Zwecken. Und all die Andern,

Über die Schlacht am „Stoss“ lesen wir in der Landeskunde für die Schulen von Appenzell A.-Rh., herausgegeben von der Landesschulkommission, folgendes:

Zu gleicher Zeit, als der Herzog von Österreich seinen Scheinangriff auf St. Gallen ausführte, ließ er den größeren



Unterricht.

Photogr. Synberg, Luzern.

welche in Aufopferung für das Ganze ein Verdienst erworben haben, sie finden ihren Dank am Werke, am guten Werke für die Kameraden und für das Vaterland.

Ernst Locke, Int.

Rorschach.

Vortrag über Historienmalerei.

Zu der in Heft Nr. 33 veröffentlichten Vortragsbesprechung „Historienmalerei“ ist nachzutragen, daß am 5. Mai Leutnant a. D. Kuhn das kunstgeschichtliche Referat in Rorschach auf Einladung des Herrn Professors Dr. Inhelder vom dortigen Lehrerseminar wiederholte. Der 800 Personen fassende Saal des Hotels zur „Goldnen Krone“ war bis auf den letzten Platz gefüllt. Alle männlichen und weiblichen Zöglinge des Seminars, das gesamte Lehrerkollegium, fast die ganze reifere Jugend der Stadt, die Mitglieder des deutschen Hilfsvereins, die Honoratioren von Rorschach, deutsche und schweizer Offiziere und die Internierten lauschten mit höchster Spannung dem 1 1/2 stündigen Vortrag und dankten zum Schlusse durch lebhafteste Beifallskundgebungen. Auch viele einfache Arbeiterfamilien mit ihren Söhnen und Töchtern nahmen an dem Vortragsabend teil. Der Zutritt war für jedermann frei. Um die Vorbereitungen zu dem erfolgreichen, glänzend verlaufenen Vortrag hat sich Herr Professor Dr. Inhelder sehr verdient gemacht, dem an dieser Stelle unser herzlichster und aufrichtigster Dank ausgesprochen werden soll.

Ausflug nach dem „Stoss“ bei Gais.

Bei schönstem Wetter unternahm die Internierten des Bad Sonder bei Teufen mit ihren z. Zt. hier weilenden Angehörigen einen Ausflug nach dem „Stoss“ bei Gais, woselbst am 17. Juni 1405 eine Schlacht zwischen Österreichern und Appenzellern stattgefunden hat.

Von dem Denkmal, welches zur Erinnerung an den Sieg der Appenzeller über die Österreicher von den Enkeln im Jahre 1905 errichtet worden ist, genießt man eine wunderschöne Aussicht ins Rheintal mit dem Städtchen Altstätten und auf die österreichischen Alpen. Der Anblick des Rheins mag wohl in manchem das stille Sehnen nach der Heimat stärker denn je wachgerufen haben.

Teil seines Heeres ins Rheintal vorrücken. Dasselbe sollte zunächst Altstätten entsetzen. Die Appenzeller zogen sich bei Annäherung der an Zahl zehnfach überlegenen Feinde gegen ihr Bergland zurück. Das erhöhte die Siegeszuversicht der Österreicher. Sie folgten den Appenzellern an die Höhen des Stoss, am Abhange des Sommerberges hinauf. Vertrauend auf ihre große Übermacht verfielen sie in den gleichen Fehler, den das städtische Heer (gemeint ist das Heer der Stadt St. Gallen) bei Vögelinsegg begangen hatte. Sie unterschätzten die Kraft des einfachen Hirtenvolkes. Unbehelligt kamen sie an die „Letzi“ am Stoss. Sie begnügten sich, einen engen Durchgang in dieselbe zu hauen. Als sich ein Teil des österreichischen Heeres innerhalb der „Letzi“ befand, erfolgte plötzlich der wuchtige Angriff der Appenzeller, zu denen sich willkommene Hilfsmannschaft von Schwyz und Glarus gesellt hatte. Herabgerollte Steine verursachten Verwirrung in den enggeschlossenen Reihen der Feinde. Durch das Regenwetter waren ihre Armbrüste unbrauchbar geworden. Der schlüpfrige Rasen erschwerte ein rasches Vordringen. Als erst die Appenzeller mit ihren wuchtigen Schlagwaffen zum Handgemenge vorgingen, da war bei ihren Feinden kein Halten mehr. Der außerhalb der „Letzi“ stehende Hauptteil des österreichischen Heeres konnte den bedrängten Genossen wegen der engen Öffnung in der Letzi nicht schnell genug helfen. Die gleiche Ursache verhinderte einen raschen Rückzug der fliehenden Österreicher. Nach blutigen Szenen eines mörderischen Kampfes hatten die Appenzeller einen entscheidenden Sieg errungen.

Zirka 400 Feinde lagen erschlagen auf dem Schlachtfelde, ziemlich genau so viel, wie die Zahl der kämpfenden Appenzeller betrug. Von dem zirka 4000 Mann starken österreichischen Heere waren wenig mehr als 1000 Mann ins Gefecht gekommen. Über 250 Panzer und mehrere Banner hatten die Appenzeller erbeutet.

Klar hat es sich auch am Stoss wieder gezeigt, was Männer vermögen, die für die heilige Sache der Freiheit kämpfen. Demütig und dankbar erkannten sie aber auch in ihren Siegen Gottes sichtbare Hilfe.

Sie errichteten oberhalb des Schlachtfeldes eine Kapelle. Noch heute ziehen die Bewohner Innerrhodens jeweilen am Bonifaziustage in feierlicher Prozession nach der Schlachtkapelle, um dort einen Dankgottesdienst abzuhalten.

Nach einer Sage erschien, während der Kampf am hitzigsten tobte, auf den Höhen des benachbarten Sommersberges eine neue Schar Krieger in weißen Hirtenhemden. Das Kriegsgeschrei der anrückenden Schar gab den kämpfenden Appenzellern neue Kraft. Die Oesterreicher aber wurden vollends entmutigt. Unaufhaltsam war nun deren Flucht. Wie groß aber waren Jubel und Freude bei den siegreichen Appenzellern, als sie in den willkommenen Hilfstruppen die Frauen und Töchter von Gais und Umgebung erkannten. Heldenmütig hatten dieselben den Entschluß gefaßt, mit ihren Vätern und Brüdern zu siegen oder zu sterben. Von dieser Zeit an soll den Frauen von Gais und Umgebung die Ehre zuteil geworden sein, daß man ihnen das Abendmahl vor den Männern reicht, und daß sie nach Schluß des Gottesdienstes zuerst die Kirche verlassen dürfen.

Steinweg, Feldwebelleutnant.

Davos.

Die in der Schweiz internierten deutschen Soldaten und Zivilisten hatten abermals die Freude, durch eine hohe Persönlichkeit aus der Heimat besucht zu werden. Seine Königliche Hoheit Prinz Alfons von Bayern weilte hier in Davos drei Tage. Am Samstag besuchte er



Prinz Alfons von Bayern.

den Interniertenunterricht; am Sonntag Vormittag wohnte er dem Gottesdienste bei; dann begrüßte er in seiner herzlichen Art die am Bahnhof versammelten Internierten. 9⁰⁰ Uhr brachte ein Sonderzug ihn und sein Gefolge und die geladenen Gäste nach der deutschen Heilstätte in Wolfgang, wo ein Rundgang stattfand und im Anschluß daran ein Frühstück gereicht wurde. Dabei wurden manche der erschienenen Damen und Herren, die nun schon über ein

Jahr mit unwandelbarer Treue für die Internierten sorgen, durch eine Denkmünze erfreut, die für sie eine wertvolle Erinnerung sein wird. Nach Davos zurückgekehrt, besichtigte der Prinz zwei Interniertenhäuser.

Am Montag Vormittag sah Seine Königliche Hoheit die Internierten emsig schaffen im Dienste der Nächstenliebe; denn am Sonntag gegen Abend hatte ein schweres Lawinenunglück den hellen Sonnenschein von den Mienen der Davoser und ihrer Schutzbefohlenen verscheucht. Die Lawine hatte den Nachmittagszug zwischen Wolfgang und Davos überrascht und verschüttet. Die Lokomotive wurde umgeworfen. Besonders schmerzlich ist, daß zehn Personen dabei ihr Leben einbüßten. Die Schweizer Behörden hatten in kürzester Zeit die Hilfeleistung aufs beste geordnet. Mit dem Bahnpersonal und der Davoser Feuerwehr war eine große Zahl deutscher Internierter an die Unglücksstelle geeilt. Kurz vor Mitternacht wurden sie durch Schweizer Militär abgelöst. Nun arbeiteten die Schweizer Soldaten mit den deutschen Kameraden im Wechsel, bis am Dienstag Morgen das Geleise wieder frei war. Seine Königliche Hoheit drückte den anwesenden Vertretern der Davoser Behörden sein herzliches Beileid aus, und unsere deutschen und Schweizer militärischen Vorgesetzten haben den Internierten für ihre schnelle und tatkräftige Hilfe Dank und Anerkennung ausgesprochen.

G. K.

Zum Jahrestag der Internierung.

In diesen schönen Maientagen feiern viele Kameraden ihren Jahrestag der Internierung in der Schweiz. Lebhafter als je ist heute die Erinnerung an die Stunden, in denen wieder der Aufstieg in unserm Leben begann. Als sich endlich in Lyon unser Schicksal entschieden hatte, war es doch keine rechte Freude, die uns erfüllte. Gute Freunde waren in Lyon zurückbehalten worden. Müde waren wir nach der langen Reise und den vielfachen Erregungen und hatten die Herzen voll Heimweh. An all das menschliche Elend, das diese Züge bargen, brauche ich nur zu erinnern. Krank an Leib und Seele, so kamen wir in der gastlichen Schweiz an.

Das stolze Genf hatte sich zu unserm Empfang gerüstet und tausendstimmiger Jubel begrüßte die neuen Gäste. Als ein jähes Aufwachen ist mir der Augenblick noch in Erinnerung. Unser Seelenleben war durch die Leiden der Gefangenschaft so abgestumpft, daß wir alle von dem großen Erlebnis überwältigt wurden; Tränen waren die einzige Antwort. Dann aber riß die jubelnde Begeisterung auch den Traurigsten mit und donnernde Hurrarufe durchbrachten die weite Bahnhofshalle, wie sie nur aus deutschen Kehlen dröhnen können. Wir wollen wieder das Leben zwingen. Und dann begann ein Grüßen und Erzählen, Händeschütteln und Beschenken, daß wir wie Kinder glücklich lachten. Die vertrockneten Blumen und die kleinen Genfer und Schweizer Fähnchen werden von vielen noch heute wie ein Heiligtum aufbewahrt.

Der so überaus freundliche Empfang war nur der Auftakt zu neuen Freuden, Lausanne, Olten, Luzern, Zürich und besonders unsere Internierungsorte brachten uns neuen Begrüßungsjubel. Noch mehr aber als all' dieser Jubel erquickte unsere Seelen die blühende Maienwelt, auf der öden Insel hatten wir auch die Natur entbehrt. Die paradiesische Bergwelt, tüchtige Ärzte, die freundlichen Schweizer Bürger trugen alle dazu bei, daß wir überraschend schnell wieder gesundeteten. Viele Kameraden konnten schon wieder daran gehen, ein neues Leben aufzubauen, um am Tage der Heimkehr mit neuen Kräften dem Vaterlande wieder volle Arbeit zu leisten.

Das danken dir, Helvetia, heute, am Jahrestag ihrer Internierung, viele Hunderte deutscher Krieger. Wir grüßen dich, Schweizer Kreuz, als Symbol all' der edlen Kräfte, die in Menschenherzen schlummern und einst siegend auch uns zum Frieden und glücklicher Heimkehr bringen werden.

Gefr. E. Günther, Luzern.



Trauerfeierlichkeiten beim Tode des Freiherrn von Bissing, Generalgouverneur von Belgien.



Dämmerstunde.

Das mußt Du Deiner Seele gönnen,
Wenn sie sich feiernd will versenken,
Vom Tag ein stilles Träumenkönnen,
Nur für ein Weilchen nichts zu denken
Allabends, wenn die knorren Scheite knistern,
Dein lautes Sorgen sich nun schlafen legt
Und um dich her die alten Wände flüstern
Und irgendwo ein Grillchen zirpt und schlägt —
Nach Stunden, die so trübe waren,
Dein unerfüllt geblieb'nes Wollen
Für licht're Tage aufzusparen
Und nicht darob den Menschen grollen.

Otto B., Int.

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.
(Fortsetzung.)

Aber ein fester Freundesdruck seiner Finger versicherte: Deine Freude ist auch meine, während er spöttelte: „Wenn die Trauer von deinen Torpedoflossen überhaupt

heruntergeht, komm in meine Kammer und staune beim ungewohnten Anblick von Wasser und Seife. Da war ich neulich“ — er schob die Hand unter Barenheims Arm und zog ihn mit — „bei meinem Vetter Klinkwitz auf „S 380“ und wollte mir vor der Fütterung die Pfoten waschen. Neben dem Becken hing ein schwarzer Trauerflor, wie ihn unsere Bauern nach Todesfällen neben die Haustür hängen, und da Klinkwitz aus meiner Gegend ist, fragte ich, wer gestorben sei. — Du stehst, daß ich mein Leben retten konnte, aber wegen Beleidigung wird er mich wohl noch verklagen. Der Trauerflor war nämlich — sein Handtuch, ein Torpedobootshandtuch!“

Sie traten in die Kammer. Heydebreeg wohnte zwischen Achterturm und Kasematte. Ein Schiff von der „Burggraf“-Klasse hatte Barenheim noch nicht besucht. Neugierig überschaute er den winzigen Raum zwischen nackten Wänden von Stahl. Sogar die Tapete, die früher dem Seeoffizier immerhin noch einen Schein häuslicher Behaglichkeit vortäuschte, war nun des Taktikers Forderung nach ständiger Gefechtsbereitschaft geopfert, weil sie unter Feuer zum Brandträger werden konnte. Außer der Koje barg Heydebreegs Heim einen Schrank, einen Stuhl und einen Schreibtisch. Über der grünen Platte hing das Bücher-

regal und am untersten Holzbrettchen, lose von Ecke zu Ecke, eine schwarz-weiß-rote Aktenschmür. Sie trug als des Zimmers Schmuck rechts und links die schlicht gerahmten Bilder der Eltern Heydebreegs und in der Mitte eine Papptafel mit der Tabelle, die ihm sagte, wann er Wache zu gehen habe. Unsäglich komisch wirkte die Verquickung von Kommiß und Kindesliebe, aber auch pathetisch, denn in den wohl mit dem Taschenmesser gespaltenen Rahmen hatte Heydebreeg über des Forstmeisters Bild ein Tannenreis geklemmt, und über seiner alten Mutter freundlichem Gesicht hing ein Sträußchen von welkenden Veilchen. In der schwimmenden Burg von Eisen und Stahl, deren Metallwände des Dienstes rauhen Lärm wie auf Telephondrähten in die Kammer trugen, schien die plumpe Bastelei fast ein Schrein. In anderen engen Kammern errichtete Frauenvereiner ähnliche bescheidene Altäre. In die Bude mochte der Kamerad ohne Anklopfen stürzen, und ein Gespräch mit ihm war durch Ventilator und Luftschlitze auch draußen zu hören. An Intimität und Privatleben gab es im Durcheinander und Drängen von Menschen und Geräuschen — nur den Schrein.

Heydebreeg hatte durch Druck auf einen Knopf eine Eisenklappe mit dem Waschbecken aus der Wand fallen lassen und griff nach einer der beiden viereckigen, schweren Wasserkannen, die höher als sein Kopf im Einsatz darüber standen. Sein Gesicht rötete sich. Anstrengung heischte an Bord sogar die Vorbereitung zum Waschen. Die Existenz bot 100 Ecken und Kanten, von denen der Mensch sich an Leib und Nerven blaue Flecke holte wie die Ellbogen beim Stoß gegen die Stahlwand neben der Koje.

Barenheim hatte den Rock auf das Bett geworfen und die Manschettenärmel gegen die Ellbogen gestreift. Ohne Frage um Erlaubnis griff er nach dem Schwamm, denn er hatte sich oft genug mit dem Freund aus einem Becken gewaschen. Um das Gesicht abzuspülen, beugte er den Oberkörper, stieß aber mit dem Gesäß gegen eine Eisensäule, die hinter ihm die Kammerdecke stützte. Heydebreeg lachte.

„Mußt Akrobat lernen, um dich hier waschen zu können. Bis zum Herbst teilte ich die Kammer mit Rincklage. Wundere mich heute noch, daß mir ein Rest vom alternden Haar auf dem Haupte geblieben ist, denn es gab immer Rauferei, wenn wir zu gleicher Zeit aufstehen mußten und mit den beiden Burschen um Platz für die Füße fochten.“

Barenheim griff zum Handtuch und rieb die Gesichtshaut.

„Warum sie in die wirklich nicht allzu geräumige Pracht auch noch Säulen hineingebaut haben, verstehe ich nicht.“

„Besuche mich, wenn die 31-cm-Geschütze im achteren Turm abgefeuert werden! Das gibt bei jedem Schuß auf das ganze Deck einen Schlag, der das Dach einquetschen würde, wenn es nicht gestützt wäre. Mich stört's übrigens nicht beim Mulschen. Habe während der letzten Schießübung durchgepennt. Dort ist die Haarbürste. Bist du klar?“

Barenheim fuhr in den Rock und schloß den letzten Knopf draußen im Gang. Matrosen mit Scheuerzeug in der Hand trabten im Gänsemarsch zum Achterdeck. Für eine Doppelreihe war der düstere Korridor zu eng. Massen bewegte der Dienst auf großen Schiffen in der laufenden Kolonne zu einem.

Vor der Messe hingen sie die Mützen auf. Heydebreeg schob den Freund durch die Stahltür. In dem Raum, so niedrig, daß Barenheim nach der Decke fassen zu können glaubte, waren die kleinen gedeckten Tische zum Hufeisen aneinandergerückt. Das Licht fiel durch gerippte Scheiben vom Oberdeck und vier Bullaugen an der einen Wand. Von etwa 30 Herren wartete die Mehrheit um einen kleinen Tisch, der in der Mitte des Hufeisens für zwei Personen gedeckt war. Laut und lachend sprachen sie, während Heydebreeg den Freund zum Ersten Offizier führte. Der Korvettenkapitän gab ihm die Hand.

„Haben wir uns nicht vor zwei Jahren in vorgerückter Stunde bei Masius in Kiel getroffen?“

Auch Barenheim lächelte beim Verbeugen in Erinnerung an eine heitere Stunde.

„Meine Herren!“ I. O. hob die Stimme. „Ich mache Oberleutnant... nein“ — er schüttelte lachend den Kopf

mit ergreifendem Spitzbart — „Kapitänleutnant Barenheim bekannt und bemerke, daß wir ihm zu gratulieren haben.“

Fremde und bekannte Kameraden boten dem Vorgestellten die Hand. Warum er den zweiten Stern noch nicht trüge? „Achselstücke holen“, „wer pumpt ihm Achselstücke“, riefen laute Stimmen durch das Lachen. Kriesheim, ein strohblonder, leicht lispelnder Kapitänleutnant und einstiger Bordkamerad von der „Schlesien“, schüttelte ihn beim Glückwunsch an beiden Oberarmen.

„Warten sie, Barenheim, ich hole ein Paar.“ Er lief zur Tür.

Der Major von der Armee mit den Silberschnüren des Flügeladjutanten brachte seinen Glückwunsch an. Als Fremder etwas befanden und nicht ahnend, daß der neue Kapitänleutnant auch nur Gast auf dem „Burggraf“ war, zwang er sich zu einer Unterhaltung.

„Allzu groß sind Ihre Messen nicht!“

„Und werden noch kleiner, Herr Major. Wenn auf den neuen Kreuzern nach dem Abendessen die Tische zerstreut und dazwischen die paar bequemen Sessel stehen, stolpert man so oft über Beine, daß der Wunsch kommt, den Weg hinein und hinaus durch den Miefquill in der Decke zu nehmen.“

Durch die Tür zur Pantry neben dem Klavier trat der Steward im weißen Rock mit zwei Matrosen. Vor dem schwarzen Knotenschlips unter dem tiefen Halsausschnitt der weißen Hemdblusen trugen sie auf großen Brettern gefüllte Champagnergläser. Der Erste Offizier ging in die Mitte des Hufeisens und wendete sich zu den Herren: „Meine Herren! Wir bitten, auf das Wohl unserer Gäste und der beförderten Kameraden trinken zu dürfen.“

Die Hände griffen nach den Kelchen.

Der Erste Offizier hob sein Glas: „Meine Herren!“

Alle taten Bescheid und stellten die geleerten Kelche auf die Platten zurück oder auch — sah der Major — auf die Politur des Klaviers. In der Marine schien bei allem Tun fünf gerade zu sein.

Kriesheim kam mit den Achselstücken durch die Tür.

„Pantry, mein Glas Schum“, schrie er entrüstet durch das jetzt noch lautere Sprechen und Lachen. Auch ein Tischmesser hatte er schon aufgerafft und begann an Barenheims Achselstücken zu schneiden, als müsse er die Ärmel vom Rock trennen. Andre Kameraden wollten helfen. „Sie schneiden ins Tuch“, warnte einer. Kriesheim schwang das Messer wilder: „Geht auf das höhere Gehalt!“ Die Fäden schienen gelockert. Zwei Herren rissen an den Silberbändern. Es gab ein Hallo, das die Stimme des Ersten Offiziers nicht überklängen konnte. Er mahnte schärfer: „Meine Herren, ich bat zu Tisch!“ Verstummt hasteten alle Herren zu ihren Stühlen.

Die neuen Achselstücke lagen auf Barenheims Schultern. Heydebreeg faßte nach seinem Ellbogen und zog ihn zum Katzentisch in der Mitte des Hufeisens.

„Hier sollten zwei Subs essen, weil der große Tisch nur für sechs von acht Gästen verlängert werden konnte, aber ich denke, wir feiern hier den Kapitänleutnant mit deiner Tante Vix. alter Bara! Bei der Verwandtschaft muß ich an deinen sogenannten Namensvetter denken. Umhalst habt ihr Euch mal wieder nicht.“

Barenheim hob abwehrend die Hand.

„Nix Schampus. Muß nachher mein Schiff führen. Gib mir Mosel.“

„Pantry, eine Essigsäure“, sagte Heydebreeg enttäuscht dem wartenden Matrosen. Wenn Barenheim so wie jetzt in freundlich ruhigem, aber festem Ton ablehnte, war er nicht umzustimmen. Dann schob er den Unterkiefer vor, und die Knochen der fleischarmen, aber vollblütigen braunen Wangen traten aus dem Gesicht heraus. Sogar die hellblauen Augen unter dem blonden Haar, das er bis dicht zum Scheitel ganz kurz schneiden ließ, um den Locken der Kadettenzeit das Kräuseln zu wehren, blickten streng. Vom Freund senkte Heydebreeg den Blick zum Suppenteller und nahm einen Löffel.

„Eigentlich hast du doppelte Ursache, dir die Nase zu begießen.“

Nicht sofort verstand der andere.

„Aha, weil ich auch meinen Chef losgeworden bin, meinst du. Aber — ich habe eine Ahnung — das Genick bricht er mir doch noch einmal.“

Heydebreeg runzelte die Stirn in freundschaftlicher Besorgnis, aber ganz langsam löffelte er zunächst die Suppe aus.

„Unsinn, Barenheim!“ Dein Namensvetter ist einer der uranständigsten Leute, die wir in der Marine haben. Grob wie ein Reibeisen kann er sein, aber nach dem Dienst auch wie selten einer seines Alters Kamerad. Er hat etwas vom Grandseigneur.“

Halb bitter, halb verdieblisch klang das kurze, spöttische Lachen vor der Antwort:

„Mit seinen Millionen fällt es nicht schwer, den großen Herrn zu spielen.“

„Du bist nicht du, wenn du so sprichst, Bara. Mir kommt ein widerwärtiger Geschmack auf die Zunge, wenn ich einem Kameraden Süßigkeiten ins Gesicht sage, aber doch muß ich dir erklären, daß du ihm nicht nur äußerlich ähnelst, obwohl du kein Krösus bist.“

„Schluß mit dem Thema, Heydebreeg!“

(Fortsetzung folgt.)



Exzellenz General von Zwehl,
Gouverneur von Antwerpen, stellvertretender Generalgouverneur von Belgien.

Von Sängern der Befreiungskriege.

Karl Theodor Körner.

Von W. Sticks.

(Fortsetzung.)

Auch die Briefe des Vaters versicherten dem Sohne, daß sie eines Sinnes seien. Über seinen Abschied heißt es in einem Briefe: „Ich hatte alle Mühe, mir die Notwendigkeit, Wien und mein ganzes Glück zu verlassen, recht deutlich vorzustellen, um nicht in eine Art von Reue zu fallen, die mir bei allen männlichen Entschlüssen das Widrigste bleibt. . . .“

Körner fand in der Freischar manchen Bekannten wieder, so Ludwig Jahn den Turnvater, Friedrich Friesen, die er beide von Berlin her kannte.

In Zobten wurde die Schar der Freiwilligen ausgebildet. Mit Humor schildert er in seinen Briefen die anstrengende

gar oft nicht interessante Zeit des Exerzierens und Felddienstes. „ . . . Sie haben noch nie etwas Komischeres gesehen als einen Hoftheaterdichter, der auf dem Kirchhof von Zobten exerzieren muß.“ Ein ander Mal meint er: „Wie doch das Glück spielt! Erst Bergmann, dann relegierter Student, verbannt, verstoßen aus dem Vaterlande, dann auf dem Gipfel der Freude, Theaterdichter, im wärmsten Sonnenschein mich bewegend, und nun Flügelmann von der Büchsencompagnie des Freicorps! . . . Die Mannschaft singt schon eine Menge Lieder, die aus meiner Feder geflossen sind. . . .“

Am 27. März wurde dann die Lützow'sche Freischar in der Kirche des Dorfes Rogan bei Zobten feierlich eingeseget. Darauf zog die Schar nach Sachsen, galt es doch, die Regierung des Landes, die es noch mit dem Feinde hielt, für die gute Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Körner verfaßte einen flammenden Aufruf „An das Volk der Sachsen“. Am 6. April sah Körner die Seinen in Dresden wieder, zum letzten Mal. „Große Freude sah

ich und viele Tränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir. Die andern weinten.“ — Kurz nach seinem Eintritt in die Freischar war der bald bei Kameraden und Vorgesetzten beliebt und geachtete Körner von den Kameraden zum Oberjäger und am 24. April zum Leutnant gewählt worden. Ende Mai durfte er auf dringendes Bitten als Adjutant Lützow's einen Streifzug nach Thüringen mitmachen. Es ging in zehn Tagen über Halberstadt, Eisleben, nach Plauen, durch die in der dortigen Gegend zerstreuten feindlichen Korps. Erkundigungen wurden eingezogen, Kriegsvorräte erbeutet und Kuriere mit wichtigen Botschaften aufgefangen. Die kühne Schar erregte Aufsehen und erbitterte den Feind besonders durch Unterbrechung der Verbindungen. Napoleon gab die Absicht kund, daß von all' denen, die an diesem Wagstück teilgenommen hatten, zum abschreckenden Beispiele kein Mann übrig bleiben sollte. Der damals eben abgeschlossene Waffenstillstand schien hierzu eine Gelegenheit zu bieten, die besonders der Herzog von Padua benutzte, der am 7. Juni durch die Generale Woronzow und Tschernitschew unter Mitwirkung zweier Bataillone der Lützow'schen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war und nur durch die Einstellung der Feindseligkeiten gerettet wurde.

Als Lützow vom Abschluß des Waffenstillstandes erfuhr, wählte er den kürzesten Rückweg, um sich wieder mit seinem Korps zu vereinigen, erhielt auch von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen. Ungehindert gelangte er bis Kitzin, ein Dorf nahe Leipzig. Da sah er sich plötzlich von Übermacht umringt. An Verrat mochte Lützow nicht glauben und schickte seinen Adjutanten Körner mit der Bitte um Aufklärung zu dem in der Nähe haltenden General Fournier. Auf Körners Frage, ob dies der auf Ehrenwort versprochene Waffenstillstand sei, lautete die schöne Antwort: „Waffenstillstand für jedermann, Euch aber ausgenommen.“

Von allen Seiten begann nun in der Dämmerung der Angriff auf die Lützow'schen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen hatten. Ein Teil wurde niedergehauen, ein Teil verwundet und gefangen, manche zerstreuten sich, da die Nacht hereinbrach. Lützow, vom Pferde gerissen, entkam wie durch ein Wunder. Wenige Tage später war er wieder mit seiner Schar am rechten Elbufer vereinigt. Auch Körner hätte der schurkische Überfall beinahe das Leben gekostet. Kaum hatte er nach der schmählichen Antwort des französischen Generals sein Roß gewendet, als er, noch ehe er den Degen ziehen konnte, drei Säbelschläge über den Kopf bekam. Ein Sprung des Pferdes rettete ihn vor dem vierten Hiebe, der ihm wohl das Leben gekostet hätte. Das Pferd trug ihn in 'ein nahes Gehölz, wo er Kameraden traf. Sie wollten ihm eben seine Wunden verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde heranreiten sah. Geistesgegenwärtig rief Körner mit starker Stimme gegen das Gehölz: „Die vierte Eskadron soll vorrücken!“ Die Feinde stutzten, zogen sich zurück und ließen ihm Zeit, sich tiefer in das Gehölz zurückzuziehen. Es galt aber nicht nur an sich zu denken; er hatte als Adjutant auch die Kriegskasse bei sich. Mit einem notdürftigen Verbands warf er sich wieder in den Sattel und ritt anderthalb Meilen weit bis zum Dorfe Großschocher. Weiter kam er nicht. Er verlor die Besinnung und fiel in ohnmachtgleichen Schlaf. Am Morgen erwacht, schrieb er mit unsicherer Hand in sein Tagebuch:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühls an meines Herzens mattedm Schlage,
Ich stehe an den Marken meiner Tage!
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.
Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage.
Ach, brechend Herz! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort drüben ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte —
Als einen Seraph seh ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt es den Geist zu sonnenklaren Höhen.

(Schluß folgt.)

Ein Zürcher Märchen.

Von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Vefa lachte, zierte sich und sagte: „Ja, nicht wahr?“ Und dann konnte sie sich doch nicht enthalten, schelmisch hinzuzufügen: „Und wenn Sie erst wüßten, von wem ich den schönen Kragen geschenkt bekommen?“

„Geschenkt, so, so?“ sagte Hans. Er erriet den Geber nur zu gut. Und das Herz stand ihm still vor Schreck, daß die beiden — Georg und Vefa — schon so weit miteinander waren.

Vefa sah ihm sein Unbehagen wohl an und fand ein grausames Gefallen daran, ihn noch weiter zu quälen, indem sie sagte: „Ja, geschenkt. Er weiß überhaupt nicht, was er einem zulieb tun will, der Herr Stadelmann. Aber Sie sind ja befreundet und werden also schon wissen, was für ein netter Mensch —“

„Gewiß,“ unterbrach Hans Koller sie mit lahmer Zustimmung, indem er mit der gefüllten Düte auf sie trat und ihr dieselbe in den Korb steckte.

Es geschah aber, daß sein Blick dabei mit einem so wehmütigen Ausdruck den ihren streifte, daß sie etwas wie Mitleid ankam, ein ihr selbst wohlthuendes Mitleid, so etwa, wie wenn sie sich zum erstenmal sagte: Nein, was für ein Bleicher der Bäckerhans ist! Und was für traurige Augen er hat! Aber schöne Augen!

Wenn Frauen anfangen, mit jemand Mitleid zu haben, dann sind sie vom Liebhaben nicht allzuweit entfernt, und es ist sicher, daß auch Vefa nie weicher für Hans Koller gestimmt war als gerade jetzt. Es brach aber in diesem Augenblick noch eine andere Weibseigenschaft sich Bahn, die manchmal fröhlich über alle tieferen Empfindungen hinauswuchert. Das war die Lust am Tandeln. Und so schob Vefa, während sie aufgestanden war und mit Hans einige ihren Einkauf betreffende Worte getauscht hatte, plötzlich noch die Bemerkung dazwischen: „Jetzt fangen dann auch wieder die Wintervergönungen an, Herr Koller. Ihr Freund, der Herr Konrad nebenan, hat mich schon in sein Turnvereinkränzchen eingeladen.“

Abermals schoß ein heißer Schrecken durch Hans Kollers Brust. Er war so verwirrt, daß er ganz vergaß, Vefa die beiden Gleichschwertörtchen in den Korb zu stecken, die er als Huldigung in Bereitschaft gehalten. „So — so — ja — ja —“ stotterte er.

Er öffnete gleichzeitig für Vefa die Tür, und diese grüßte und entfernte sich, ehe er sich besinnen und den Boden bei ihr wiedergewinnen konnte, den er verloren zu haben meinte.

Wie vor den Kopf geschlagen kehrte er in den Laden zurück. Es drehte sich alles mit ihm. Die Brote in den Fächern tanzten, und das Backwerk auf dem Ladentisch bekam Beine und flog vor seinen Augen durcheinander wie von einem Sturm geblasen. Es war gut, daß seine Mutter zum Besuche bei Verwandten war. Sie würde über das verstörte Wesen des Sohnes nicht übel erschrocken sein. Der alte Geselle Peter hinten in der Backstube zum mindesten fragte sich verwundert, ob der junge Meister heute zu früh und zu lange unten in der Müllerei gesteckt und zum erstenmal eines über den Durst genommen habe. So seltsam nämlich war den ganzen Abend Hansens Benehmen. Es geschah — Peter hörte es deutlich —, daß er eben einer Kundin versicherte, es sei leider kein Schwarzbrot mehr da, während doch gerade am Morgen ein neuer Schub aus dem Ofen gekommen war, und daß er einer andern für volle 20 Franken Herausgeld hinzählte, obgleich sie ihr Brötchen nur mit einem einzigen Frankenstücke bezahlt hatte. Der treue Peter fragte seinen Meister, was ihm fehle, worauf dieser ganz sichtbar zusammenschrak und eiferte: „Warum? Weshalb? Was ihm denn fehlen sollte?“ Aber es war dem Gesellen gar nicht wohl zumut, als Hans ihn am späteren Abend zu Bett schickte und selbst immer noch nicht Miene machte, den Laden zu verlassen. Er beruhigte sich erst, als er hörte, daß Hans den Verkaufsraum schloß und das Licht löschte, und stieg dann in seine Dachkammer hinauf.

Hans Koller legte sich indessen nicht schlafen, wie sein Geselle erwartet hatte. Im Laden war zwar das Licht erloschen, hinten in der Backstube jedoch brannte noch ein Petrollämpchen auf dem großen Holztisch, an welchem

Hans, seine Mutter und das Gesinde die Mahlzeiten einzunehmen pflegten, und zu Häupten dieses Tisches saß der herzkrank junge Meister so zusammengeworfen wie ein schlecht aufgegangener Gugelhopf. Zum hundertsten Mal ließ er sich die Begegnung mit Vefa durch den Kopf gehen, und je mehr er es übersann, desto größer schienen ihm die Aussichten seiner glücklichen Freunde und desto kleiner und nichtssagender kam er selbst sich neben ihnen vor. Zuweilen war er ganz gewiß, daß Vefa den hablichen Georg nehmen werde, der ihr so schöne Präsente machte, und im nächsten Augenblick hatte er die felsenfeste Überzeugung, daß sie sich bei dem Turnvereinkränzchen mit dem feinen blonden Konrad verloben werde. Ach, was war er selber dagegen für ein langweiliger ungeschickter Tropf, und wie wenig vermochte er sich bei dem frischen Mädchen in Gunst zu setzen! Vielleicht — vielleicht wäre ja dazu noch Zeit, wenn — ja wenn er nur wüßte, wie und was er tun könnte, um ihre Bewunderung rege zu machen! Es müßte etwas Außergewöhnliches sein, etwas —

Sein Kopf sank immer mehr vornüber, die Arme weit in den Tisch geschoben, grübelte und grübelte er. Aber es wollte ihm nichts einfallen. Er dachte daran, daß er die Vefa auch einladen könnte, aber er war nie ein Vereinsbruder gewesen und wußte kein Kränzchen, zu dem er sie führen konnte; und als ihm der Gedanke kam, daß er, um den Wollhändler auszusteichen, der Geliebten einen recht großen Wecken backen könnte, verwarf er ihn sogleich wieder, indem er sich ausmalte, daß der Wecken am zweiten Tage schon altbacken sein und der Vefa dann höchstens eine üble statt einer guten Meinung von ihm beibringen würde.

Die Backstube war von einer warmen und dumpfen Luft erfüllt, die Lampe erhellte sie nur zu einem kleinen Teil. Die Wärme, das Halbdunkel, die Anstrengung des vergeblichen Denkens, auch der Herzenskummer machten Hans Koller schläfrig. Tiefer und tiefer sank und nickte sein Kopf, bis er zuletzt auf den ausgebreiteten Armen lag. Es war still, ganz still in der Stube. Hier hinten hörte man auch die Schritte derer nicht, die draußen durch die Gasse gingen. Hans hatte einen leisen Atem, und so war selbst das Rascheln hörbar, das ein kleines, schwarzes Mäuschen verursachte, während es quer über den Boden huschte.

Ein seltsames Huschen und Rascheln hob aber plötzlich auch in der Tiefe der Stube an, dort, wo auf einem bis zur Decke reichenden Wandgestell allerlei Büchsen und Kisten und Töpfe mit Vorräten, wie sie der Bäcker und Zuckerbäcker braucht, standen. Auch in ein paar großen grauen Säcken am Boden war dieses Rascheln, und selbst im Backofen schien es nicht geheimer, als sollte das eine Schwarzmäuslein am Boden Hunderte von Gespielen erhalten.

Hans Koller zuckte im Schlaf wie einer, der vor Staunen die Hände zusammenschlagen möchte. Er träumte. Und in der Stube gingen gar seltsame Dinge vor.

Aus drei Töpfen mit Eingemachtem, an denen das Rascheln und Knabbern zuerst hörbar gewesen, stiegen drei winzige Männlein in sammetnen Höschen und Wämschen, kletterten mit merkwürdiger Gewandtheit an den Graukrügen und dem Gestelle nieder und sprangen auf den Boden. Weiß der Himmel, wie sie sich unter dem Holzdeckel, der auf jedem Topfe lag, hervorgewunden hatten. Des einen, der aus dem Apfelmus gestiegen, Kleid war gelbbraun, violett dasjenige dessen, der aus den Pflaumen kam, und der, der aus dem Himbeertopfe geschlüpft, hatte ein dunkelrot schimmerndes, gar prächtiges Gewändlein an. Kaum standen sie auf dem Boden, so bekamen sie Gesellschaft. Das kletterte und hüpfte nur so von allen Seiten daher. Aus den Mehlsäcken kamen ein Dutzend ganz bleiche, schneeweiß gekleidete putzige Kerlchen mit gepudertem Haare, die wie Spielzeugtödlein aussahen. Ebenso weiße kleine Gesellen stiegen aus dem Zuckersacke, aber sie hatten rote Gesichtlein und redeten untereinander mit emsigen Stimmen voller süßer, schmeichelnder Worte und zärtlicher Benennungen für einander, wie: „Komm, mein Schleckwundersüßelchen“ und „Bist du auch da, Sirupherzkleberlein?“

Aus der Mandelbüchse und der Haselnußschublade hatten sich inzwischen grün gekleidete gigerhafte kleine Herren geschwungen mit zierlichen Stöcken und je einem braunen Käpplein auf dem Kopfe, das bei den Mandelmännern gelber, bei den Haselnußblütchen dunkler war. Alle verneigten sich respektvoll vor einem gar schlanken Jüngelchen, der ein Gewand von Atlas so fein und falb wie das Fell einer weißen Maus trug. Das war Prinz Marzipan, der sich sehr wichtig machte und auch der erste war, der jetzt auf das untere Ende des Tisches kletterte, auf welchem Hans Kollers Kopf lag. Ihm folgten dicht auf der Ferse zwei fremdländische, ziemlich unangezogene braune Gesellen von großer Gelenkigkeit und etwas wildem Gebaren; die beiden Mohren waren aus der Schokoladen- und der Kakaobüchse geschlüpft.

Immer neue kleine Gestalten erschienen am Tischende. Schon war es ein ganzes Volk. Da huschte aus dem Backofen eine Schar, brennend rot bewamst mit wehenden Mäntelchen, roten Baretten, auf denen je eine spitze Feder gar kühn geradeauf stand. Das waren Feuerteufel, wie sie aus dem brennenden Holz und den Kohlen springen. Sie mengten sich unter die andern Wichte, und es sah hübsch aus, wie ihre roten Mäntel bald da, bald dort wie ein Flämmlein aus dem Gewinsel sprühten. Ein Summen war von der Gesellschaft und ein Gekrose wie in einem Ameisenhaufen.

Noch hielten sie sich jedoch in einer gewissen Entfernung von dem Schläfer, als ob sie sich fürchteten oder auf etwas warteten. Prinz Marzipan war der vorderste und frechste und machte einen Erkundigungsgang bis an Hansens weiße an den Arm gedrückte Nase.

Nun aber geschah etwas ganz Merkwürdiges. Hans Kollers dunkles Haar hatte auf einmal eine drollige Stellung, als ob es sich sträubte, und glich nun einem nächtigen Walde, aus dem heraus alsbald und mit feierlichem Ernste eine Schar von steifen Leutchen dem bunten Volke am Tischende entgegenzog. Sie gingen schwarz gekleidet und hatten kleine schwarze Zylinder auf. Es sah ganz aus, wie wenn der Herr Landamman und die hohe Regierung eines guten alten Schweizerkantons sich gravitatisch zum Landsgemeindeplatz begeben. Es war auch so eine Art Landamman dabei, ein besonders würdiger älterer Herr mit einem Bächlein und einer hohen weißen Stirn. Die andern nannten ihn den Herrn Verstand, was wohl soviel wie Vorstand bedeuten sollte. Die übrigen Herren aber hatten offenbar alle dasselbe Amt, denn man hörte sie alle mit dem Titel Gedanken belegt. So hieß es, als der kleine Haufe stillstand, die Herren Gedanken möchten in einem Halbkreis sich aufstellen, der Herr Verstand aber trat in die Mitte und winkte, zog sich dann die weißen Manschetten aus den Ärmeln und nahm den Zylinder mit einem langsamen und würdevollen Schwung vom Kopfe. Es zeigte sich auch alsbald, wem sein Wink gegolten, denn die höflichen Zuckermännlein kamen plötzlich in ein emsiges Rennen und Krabbeln, verschwanden und tauchten wieder auf, jeder auf der Schulter einen kleinen weißen Würfel tragend. Diese Würfel legten sie so im Halbkreis und neben den Amtsherren nieder, daß jeder sein Stühlchen bekam, den größten und glattesten aber, der auf beiden Seiten wie zwei Armlehnen hatte, setzten sie in die Mitte, und der Herr Landamman legte seinen Zylinder darauf und stützte sich mit zwei Fingern der linken Hand auf die eine Lehne, während er die Rechte zwischen zwei Knöpfen auf der Brust in den Rock schob.

Niemand wußte nun aber, wie es kam, daß plötzlich inmitten der vielen kleinen Herren ein holdes in Rosaseide gewandetes Jungfräulein stand, das wie zum Zeichen der Trauer einen schwarzen Spitzenschleier ums Haupt geschlungen trug und ein Taschentüchlein in der Hand hielt, in welches es wahrhaftig mehrmals die feine Nase steckte, als ob es über dieser aus den schönen Augen heimlich etwas wegzuwischen gäbe. Es hatte nämlich niemand bemerkt, daß dieses holde Fräulein Hans Koller aus dem Rock geschlüpft war, anscheinend aus der Brusttasche, gerade an der Stelle, worunter das Herz klopfte.

Der Herr Landamman nickte, als er das Fräulein gewahrte, und sagte laut: „Meine Herren.“

„Meine Herren,“ wiederholte er; denn das erstmal war es nur wie ein Signal, eine Aufforderung zur Ruhe gewesen.

Da kam das kleine Volk näher, allen voran Prinz Marzipan und die zwei Mohren. Die Herren Gedanken aber in ihren schwarzen Röcken standen von den Zuckerstühlchen auf.

„Meine Herren,“ wiederholte der Landamman Verstand zum dritten Male und fuhr nun fort, daß es eine lange und kluge Rede wurde. Er sagte darin, daß eine Hilfesuchende vor ihre Gemeinde getreten sei, ein gar hübsches Kind, dem man Mitleid wohl nicht versagen dürfe und Hilfe nicht versagen wolle. Er nickte mit Würde abermals dem Fräulein zu. Ihr Name sei Liebe, und sie habe ihre Wohnung in dem Riesen, der da am Tisch schlafe und in dessen Oberstuben er selber auch mit seiner gesamten Gedankenbehörde wohne. Das Fräulein

Liebe suche aber nach einer Schwester, die, wie sie glaube, irgendwo in dem Körper einer andern Riesin namens Vefa versteckt gehalten werde, die aber nicht zu finden sei, weil die genannte Vefa alle Türen ihrer Gefühle so fest verschlossen halte, daß niemand sich bisher Einlaß zu verschaffen vermocht.

Hier unterbrach einer der Herren Gedanken den Redner indem er ums Wort bat: „Man muß eine der Türen aufbrechen“, sagte er. „Die Neugier hat bei Weibern immer ein wackliges Schloß.“

„Die Eifersucht ist mit einem Dietrich leicht zu öffnen“, sagte ein zweiter.

Ein dritter rief: „Nicht doch!“ Die Bewunderung muß man auf tun. An der ist gar kein Schlüssel. Da braucht es nur einen Stoß, dann springt sie weit auf.“

„Das gefiele mir“, nahm hier der Landamman wieder das Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:

Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Stichs, Bern, Thunstraße 23.

◆◆ Infolge Brandschaden benötigen wir sofort eine Anzahl ◆◆

Modell-Tischler

auf gut bezahlte Arbeit. Anmeldungen an

◆◆ Schindler & Cie., Eisengießerei Emmenbrücke bei Luzern ◆◆

Drechsler

finden dauernde, gut bezahlte Arbeit in der mechanischen Drechslerei von

Emil Huber, Aarau.

Tüchtige Maurer, Handlanger und Zimmerleute

finden dauernde Beschäftigung auf unseren Baustellen in Lenzburg und Hochdorf.

Th. Bertschingers Söhne
Hoch- und Tiefbauunternehmung, Lenzburg.

Für Büro gesucht:

Stenographen und Maschinenschreiber

mit größter Fertigkeit.

Bewerbungen an die Deutsche Gesandtschaft, Abtlg. G, Sekt. IV, Interniertenarbeit, Bern, Schauplatzgasse 33.

Sämtliche Gesuche sind nur mit Genehmigung des Herrn Platzkommandanten einzureichen.

Gesucht per sofort:

10-15 Dreher und Revolverdreher

für dauernde Arbeit. Solche, welche mit Frischbänken vertraut sind, erhalten den Vorzug.

Protos Akt.-Ges., Altstetten.

**Maschinen- und
Konstruktionsschlosser,
Eisendreher, Gußputzer
und Hilfsarbeiter**

können sofort eintreten zur Fabrikation von nur Friedens-
artikeln beim

Eisen- u. Stahlwerk Oehler & Co., Aarau.

**Wir
vermieten**
Violinen
Cello-Lauten
Gitarren
Mandolinen
komplett
zusammengestellt
Bei eventuellem
Kauf geleistete Miete in
Abrechnung
Verlangen Sie Offerte
**Werkstätten für
Kunstgeigenbau**
A. Siebenhüner & Sohn
Zürich

Geigenbaugeschäfte sofort gesucht.

**Kernmacher
Gießerei**

finden gut bezahlte Arbeit bei

**Schindler & Co.
LUZERN**

Maschinenfabrik u. Eisengießerei.

Techniker

der mit Anfertigung der Pläne von Fabrikanlagen
einschließlich Betriebsmaschinen vertraut ist, für
eine Lederfabrik bei Zürich gesucht. Gesuche sind
zu richten an **Sektion IV der Kaiserl. Deutschen
Gesandtschaft, Bern, Schauplatzgasse 33.**

Magazine zur Toggenburg

Gegründet 1870 St. Gallen Gegründet 1870

Spezialgeschäft für Strickwaren

Herren-Wäsche und Unterkleidung :: Sportartikel
Alle Preislagen — Auswahlendungen

= Erstklassige, vertrauenswürdige, billige Bezugsquelle. =



Elegante Herren-Konfektion
Auswahlendungen nach auswärts
Herren - Maßschneiderei
ersten Ranges
Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf
meine aufgedruckten Preise
A. Steidle  **Bern,** Christoffel-
gasse Nr. 7